

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Erstes
Schlesienheft



Pfuhe

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
4. Jahrgang 1920

Preis: 320 M

Heft 12

inhaltsl. Fernerungsanfragen

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderausgaben:

Philosophen (Schopenhauer und Kant und der Einfluß der Philosophen des Ostens auf die deutsche Kultur), **Masuren- und Ermland, Breslau, Die gefallenen ostdeutschen Künstler, Kleinstadt und Dorfleben in der Ostmark, Heimat- ausgabe, Ostseeprovinzen, Pommerellen u. a. m.**

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

- Heft 1: D. Dr. Kalweit „Idealismus und Wirklichkeit“, Adelbert Mat-
thaei „Daniel Chodowicki“ m. 7 Bild., Herm. Dahl „Carl Hauptmann“.
- Heft 2: Dr. K. Eiert „Heinrich Wolff“ mit 4 Bild., Woldemar v. Seidlich
„Anständigkeit“, R. Heuer „Expressionismus, Kubismus, Futurismus und
der Apostel Paulus“.
- Heft 3: Sonderausgabe „Danzig“.
- Heft 4: Dr. Hanns Martin Elster „Stein und Bismarck“, Paul Zech
„Rue St. Jacques“, Dr. Hans Bethge „Rainer Maria Rilke“ mit Bild.
- Heft 5: Sonderausgabe „Königsberg“.
- Heft 6: Dr. W. von Holst „Die Massenseele, ihr Werden und Vergehen“, Eli-
sabeth Siewert „Reiseeindrücke“, Rich. v. Schaukal „Sprüche“.
- Heft 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.
- Heft 8: Willibald Dmankowski „Der Dramatiker Hans Franck“ mit Bild,
Hans Franck „Hat Tausendmaltausend erschlagen“.
- Heft 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!
- Heft 10: Beiträge von Lovis Corinth, Paul Rohrbach, Johannes
Schlaf, Dr. Ernst Schulze, Paul Enderling, Katarina
Botsky, Luise von Brandt.
- Heft 11: Dr. von Holst „Vom seelendurchleuchtenden Blick großer Dichter“. Her-
mann Ploetz „Arno Holz“. Willibald Dmankowski „Paul Zech“.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Maximilian Abich „Wissenschaft und Weltanschauung“, Hans Benzmann
„Finnische Volkslieder“, Hans Bethge „Sommer“, Dr. Paul Feldkeller „Graf
Keyserling“, Ludwig Finckh „Der Mensch“, „Geister“, Prof. Fischer „Über die
Fresken in der Marienkirche zu Danzig“ mit Bildern, Hans Franck „Sind wir
so groß wie Gott?“, Kurt Frick „Der Wiederaufbau Ostpreußens“ mit Bildern,
Paul Friedrich „Über das Schaffen und Leben des Königsberger Dramatikers
Albert Dulk“, Robert Heinz Hengrodt „Gundolf, George“, Prof. Kaemmerer
„Der Graudenzer Altar“ mit Bildern, E. Kleinhempel „Romantik in der Volks-
kunst“, Wilhelm Kosch „Eichendorff und Danzig“, Baurat Rothe „Andreas
Schlüter“ mit Bildern, Carl Meißner „E. V. Ciffarz“ mit Bildern, Walter
von Molo „Deutsches Volkstum und deutsche Literatur“, Prof. Wilh. Ostwald
„Des Menschen allerhöchste Kraft“, E. R. Praschinger „Westungarn, ein Teil
der Ostmark“, Richard von Schaukal „Über E. T. A. Hoffmann“, Johannes
Schlaf „Dichtung“, Leonhard Schrickel „Sturm“, Novelle, Dr. Schwarz
„Chodwiecki über seine Vaterstadt“ (unveröff.), Elisabeth Siewert „Die Heimat“,
Ewald Silvester „Bogumil Goltz“, Hermann Strunk „Über Heimatbewegungen“,
Will Vesper „Gleichnisse“, Erich Waldmann „Der Verarmte als Sammler“.

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

1. Jahrgang

März 1921

Heft 12

Zur Einführung

Ein Sonderheft über das geistige und künstlerische Leben Schlesiens kann immer nur einen kleinen Ausschnitt des Gesamtbildes geben. Inhalt und Güte großen Gebieten gewidmeter Sonderausgaben wachsen und reifen mit der Zeit. Das war der Grund unseres Wartens. Ich bin mir auch jetzt noch bewußt, das dies und jenes hätte anders sein können, aber es ist der erste Schritt, der uns ins Bruderland Schlesien führt, von dem wir u. a. noch Sonderausgaben über „Breslau“ und den „Schlesischen Menschen“ folgen lassen wollen.

Einige wertvolle Beiträge, die mir schon im Herbst zugesagt wurden, ließen längere Zeit auf sich warten. Nun aber sammelte sich der Stoff, so daß einiges zurückbleiben muß. Ich habe hier, ohne Namen zu nennen, für wertvolle Förderung herzlich zu danken.

Die Not der Grenzlande bildet ein gemeinsames Band, das sich fester und fester schließt. Wir fühlen uns durch gleiches Schicksal nur immer inniger verbunden, weil wir im Leid erst das Wahre und Echte erkennen, weil Schmerzgeprüfte die Not des Andern im Innersten begreifen und erfassen. Gegenseitige Hilfe weist uns allein den Weg, der uns wieder vorwärts führen kann. Das Schicksal unseres Volkes, das hart und unerbittlich an unsere Tore klopft, muß ein Golgatha-Weg der Läuterung werden.

Auf Schlesiens Schicksal schlägt unser Herz wie es im vergangenen Jahre im Osten bangend und doch hoffend der Entscheidung der Abstimmung entgegenharrte. Wir haben mehr wie zu anderen Zeiten die Pflicht, an das Deutschtum in den Grenzlanden im weitesten Sinne zu denken. Aber damit ist nicht genug getan, wir müssen auch tatkräftig helfen. Es muß wie ein fortwährender Strom der Kraft sein, der die

unter harten Kämpfen leidenden Brüder fühlen läßt, daß wir ihren Hilferuf und Notschrei hören. Ob es die Deutschen des Balkenlandes oder die Deutschen Oberschlesiens oder die vielen aus anderen Gebieten Vertriebenen unseres Volkes sind, kommt hier nicht in Frage.

Wie rege geistiges Leben und künstlerisches Schaffen in Schlesien sind, hat uns die Vergangenheit bewiesen und zeigt die Gegenwart. Was uns schlesische Dichter und Künstler in diesem Heft sagen, zeugt von der Eigenart dieses Landes. Denken und Fühlen jedes Volksstammes ist durch Natur und Landschaft beeinflusst. So wird Ausdruck und Anschauung eines Volkes niemals übereinstimmen; die Wege, die zum Wiederaufbau führen, bleiben verschieden. Sie müssen sich nur in der Liebe zur Heimat treffen. Sie ist es, die uns jetzt zuruft: Bleib treu und gehe deinen Weg trotz aller Not und drohenden Gefahren! Sie will aufrichten, sie will helfen, und sie spricht zu uns in der Hoffnung auf die Zukunft:

„Wohl lohnt sich Treu und Glauben,
sei unerschütterlich!
Sie können dir nichts rauben,
zulezt, — sie adeln dich.

Und scheint's dir oft im Wogen,
im harten Lebensstreit,
als sieiest du betrogen — —
bleib treu, — es kommt die Zeit,

die wieder Wunden stillt;
durch Kampf zum Licht hinan!
Daß sich dein Weg erfüllet
und dich verklären kann.“

Carl Lange

Das Oberschlesische Land und seine Entwicklung in ihrer geographischen Bedingtheit

Von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Volz, Breslau

Oels liegt hinter uns; die grauen Stämme der Fasanerie, das ragende alte Schloß, die Kirchen mit ihren schlanken Türmen grüßen noch einmal freundlich zu uns herüber; der große Bahnhof mahnt uns, daß hier ein bedeutender Knotenpunkt des Verkehrs ist: nach allen Seiten laufen die Schienenstränge auseinander, nach Posen, nach Polen, nach Oberschlesien. Fruchtbare Fluren durchheilt der Zug, die zu den üppigsten Teilen des schönen Schlesiens gehören; hübsche Kleinstädte passieren wir. Die ausgedehnten modernen Vorstädte um den alten deutschen Kern mit dem stattlichen Rathaus und den schönen Kirchen verraten das blühende Leben: deutsches Land. Allmählich werden die Acker minder fruchtbar, und Arbeit gehört dazu, gute Erträge zu erzielen; Streifen mageren Kiefernwaldes schieben sich ein. Wir passieren Kreuzburg, Rosenberg. Aber das Bild des wirtschaftlichen Aufstieges, des blühenden Lebens — es bleibt; ob Dominalacker, ob Bauernfelder — man sieht es, wie sorgfältig die Bestellung ist: am deutschen Bilde hat sich nichts geändert, ob wir auch gelegentlich polnische Laute um uns hören, obwohl wir bereits in Gegenden sind, die nach der amtlichen Statistik stark „polnisch“ gemischt sind. Aber ist es denn polnisch, was wir hören? Der Pole versteht unsern ober-schlesischen Bruder kaum, und diesem bleibt der Pole nach Sprache und Art fast unverständlich. Wie seine ganze Wesensart und Denkungsweise deutsch ist, deutsch wie seine Wirtschaft, so ist auch seine Sprache, seine „Muttersprache“ unpolnisch, ein polonisiertes Deutsch — „wasserpolnisch“ nennt man es wohl. Und je weiter das Dampfroß uns nach Südosten führt, desto mehr beginnt der Kiefernwald im Landschaftsbild vorzuherrschen, Seen und Sumpfgelände schiebt sich hie und da ein, desto mehr schlägt das Wasserpolnisch an unser Ohr; aber aufstrebendes Leben allenthalben. Und hinter Lublinitz neue Bilder: mächtige Schloten rauchen im unermesslichen Wald, der malerisch rechts und links weit sich dehnt. Tarnowitz, Kofberg, Dt. Piekar — mächtig aufblühendes Leben, und dann kommen die Schornsteinwälder, die Steigekürme und Hochöfen und Zechen und geben der Landschaft ihr eigenartiges

Gepräge. Kraft- und Lichtleitungen spannen wie riesige Spinnenweben ihre Netze; Eisenbahnen und elektrische Bahnen allenthalben. Das ganze fast eine weitmaschige Stadt mit lebhaftem Verkehr, rastloses Leben und Treiben, wohin das Auge schaut; Rauchschwaden und Rauchfahnen emsiger Industrie; Hämmern und Fauchen, und Rollen und Pfeifen — so macht sich die kraftvolle Arbeit allen Sinnen bemerkbar. Und Ordnung allenthalben und zielbewußtes Schaffen. Tausend Rädchen und ein Ziel. So haben wir in wenigen Stunden Schnellzugfahrt ein Bild von Oberschlesien. — Und nicht viel anders ist's, wenn wir die Oder aufwärts oder am linken Ufer nach dem SO. fahren.

Und gehen wir von der großen Linie fort zur Grenze — wohl werden die Wälder dichter, die Felder minder ertragreich, aber Arbeit und Ordnung allenthalben, und die Sauberkeit der Dörfer läßt deutlich die Liebe des Oberschlesiers zu seiner Heimat erkennen. Backsteinhäuser und Ziegeldächer, seltener schmucke Holzhäuser, gut gehaltene Stallgebäude und niedliche Vorgärten, ordentliche Wege, grade Felder bis zur Grenze; und jenseits der Grenzpfähle? Ich kenne das ober-schlesische und polnische Land längs der Grenze in ihrem gesamten Verlauf — eine schärfere Kulturgrenze ist nicht vorstellbar: jenseits Schmutz und Unordnung, ärmliche Holzkaten, oft dem Zusammenfallen nahe; elende Ställe, ordnungslos lang sich hinziehende Dörfer, schmucklos; die Wege verwahrlost, drei, vier, fünf Spuren nebeneinander, oft Spuren außerhalb der Baumreihen, weil die Straße fast unbefahrbar; unordentliche, dürftige, schlecht bestellte Felder, Unland dazwischen. Es ist ein anderes Land; kaum glaublich will es scheinen, daß auf wenige hundert Meter solch schroffe Gegensätze bestehen können. Aber sie bestehen, sie sind da, mit Händen zu greifen. Ein kleines drastisches Beispiel nur aus der Woiszniker Gegend: die Grenze geht durch den Wald; auf deutscher Seite ein niedliches Bild, Tausende und Abertausende von roten Fliegenpilzen am Waldboden; auf polnischer Seite kaum einer, denn die Bevölkerung ist die giftigen Schwämme, aus Not. — Oberschlesisch und polnisch, das sind zwei verschiedene Welten!

Nicht im Boden ist dieser Unterschied, dieser Gegensatz begründet; dieselben Böden und geologischen Formationen hier wie dort; derselbe Kiefernwald zieht sich weit über die Grenze. Und auch die Prošna, die weit, weit die Grenze bildet, ist nur ein kleines Flüsschen; leicht überschreitbar fließt es in breiten, oft sumpfigen Wiesen dahin; aber eine Schranke für den Verkehr, eine Scheide für den Menschen ist sie nicht; viel eher wäre es die Warthe, weiter östlich, mit ihrem oft tief eingeschnittenen, breiten Bett. So ist es etwas anderes, das hier den scharfen Schnitt hervorbringt: die Kultur!

Vor Hunderten und Aberhunderten von Jahren, da ist's ja wohl anders gewesen, da dehnte sich undurchdringlicher Urwald mit spärlichen Siedlungen weit vom Westen her tief nach Osten hin. Und mühselig fristete der Mensch sein kärgliches Dasein im ewigen Kampf mit der übermächtigen Natur; in Not und Sorge, denn überaus primitiv war seine Kultur, unendlich dürftig seine Hilfsmittel im Kampf ums Dasein. Das Eisen kannte er kaum; so war er noch nicht imstande, den finsternen Urwald zu meistern. Der Urwald war der Herr und der Mensch hier sein Knecht. Das änderte sich erst mit dem Vordringen der deutschen Kultur, die den slavischen Waldmenschen günstigere Lebensbedingungen brachte: Eisenpflug, Rodehake, Dreifelderwirtschaft, d. h. bessere Werkzeuge und Ordnung sind die Geheimnisse der deutschen Erfolge.

Warum aber schiebt sich die deutsche Grenzmark hier im Süden, in Oberschlesien so weit nach Osten vor? Warum ist die Ostgrenze Deutschlands so eigenartig gestaltet, weit ausgebaucht im Norden und im Süden, am Meer und am Gebirge, während in der Mitte polnisches Land bis etwa 100 km an die Reichshauptstadt heranreicht? Die neuen Grenzen nach dem Versailler Diktat lassen das ja besonders scharf hervortreten. Das kann doch kein Zufall sein, keine Herrscherlaune! Vermag Menschenwille durch Jahrhunderte den Strom der Siedler so zu lenken? Nein! Die Gründe müssen tiefer liegen. Menschen, Herrscher, Fürsten waren ja, rein geschichtlich genommen, die Veranlasser — aber aus Laune? Das wird doch niemand behaupten wollen. Sondern aus richtiger Bewertung der natürlichen Grundlagen; ja man könnte noch viel schärfer sagen: die natürlichen Grundlagen in ihrer Gunst waren es selber, die zur Ausnützung durch den Tüchtigsten aufriefen. Und was waren das für natürliche Grundlagen, die so lockten? Im Norden, an der Ostsee,

war es die Lage am Meer; die Ostsee, die sich weit von Westen bis in den fernen Osten erstreckt, bot eine gute und schnelle Schifffahrtsverbindung; wertvolle Rohstoffe, Pelze, Wachs, Honig und mannigfache andere Produkte lockten den Handelsmann nach dem Osten, und der Ostseehandel ward Ursache und Lebensader der Hanse. Die Siedler folgten; so wurden die fruchtbaren Gestade der Ostsee weithin von Deutschen besiedelt; nach Süden drangen sie vom Ostseestrande vor bis zur baltischen Seenplatte, deren an Seen reiches Hügelland zur natürlichen Grenze des Deutschtums wurde. Weiter südlich, in Posen gab es ja auch Siedlungsland und fruchtbares Land genug, wenn auch breite Sumpfböden im Netheland, in der Bartschniederung und in den mächtigen Oderbrüchen es rings umgaben und gegen Nord, Süd und West abschlossen — aber Ackerland allein war noch kein Zugmittel, Anderes mußte dazukommen; so hat die deutsche Siedlung in Posen nicht die große, beherrschende Rolle gespielt; die Polen behielten das Übergewicht. Und dies Andere war Handel und Verkehr! Das Ackerland in Oberschlesien ist gar nicht sehr fruchtbar — und doch sind die deutschen Siedler gekommen und haben Oberschlesien zu einem deutschen Lande gemacht; sie kamen im Gefolge des deutschen Kaufmanns. Aber nicht Oberschlesien lockte den Kaufmann hierher; es hatte bis vor hundert Jahren wenig Anziehendes: finstere Wälder, wenig fruchtbares, inselartig in den Wäldern gelegenes Ackerland — so haben 1336 im Trentschiner Vertrag und wieder 1339 die Polenkönige leichten Herzens feierlich und bedingungslos allen Ansprüchen an Oberschlesien entsagt —; die verkehrsgeographisch selten günstige Lage von Mittelschlesien und von Breslau im Herzen Schlesiens machte dies zur mittelalterlichen Handelsempore des Ostens. So ward hier das Zentrum eines starken, reichen Deutschtums, und von hier aus, von Mittelschlesien, Deutschböhmen und Deutschmähren, ward das nachbarliche kulturarme Oberschlesien dem Deutschtum gewonnen; dem Kaufmann folgte der Siedler nach Oberschlesien und weit nach Polen und Galizien hinein.

Um die günstige Lage Schlesiens mit dem Oderstrom verstehen zu können, müssen wir uns vor Augen halten, daß der Hochseeverkehr, der jetzt die Welt beherrscht, doch erst recht jungen Datums ist und in seinen Anfängen nicht gar zu sehr über das 16. Jahrhundert zurückgeht. Vorher herrschte der Landverkehr.

Schlesien liegt — ähnlich wie Böhmen — wunderbar zentral im Herzen von Mitteleuropa, und zwei mächtige natürliche Verkehrswege kreuzen sich hier: der Ost-West-Weg, der am Rande des Gebirges vom fernen Ost nach dem Herzen Westeuropas führte und die Waren aus dem südlichen Rußland, aus Asien und dem Orient her dem deutschen und westeuropäischen Konsumenten brachte, und weiterhin der Süd-Nord-Weg, der von Oberitalien, aus der Balkanhalbinsel und von Ungarn her über das gangbare Sudetengebirge in das Oderthal und weiter nach dem nördlichen Deutschland hinüberleitete. Seit uraltersher sind beide natürliche Verkehrszüge viel benutzt worden; Völkerverschiebungen großartigen Maßes vollzogen sich auf ihnen, hin und her, wie alte Funde und andere Überlieferungen uns lehren; alter Handel benutzte sie, wie ja z. B. die römische Bernsteinstraße durch Schlesien hindurchging. In dem vom Oderstrom durchflossenen Schlesierlande kreuzten sich beide Straßenzüge; so mußte dies und der von Natur aus bevorzugte Oderübergang bei Breslau eine erhöhte Bedeutung gewinnen — für Handel und Verkehr.

Die Gunst ist also da, seit grauester Vorzeit; zur Auswirkung aber konnte sie erst kommen, nachdem Menschen hierher kamen, in deren Wirtschaftsleben Handel und Verkehr einen Platz hatten. Im alten Germanien war das nicht der Fall; noch weniger bei den slavischen Scharen, die nach dem Abwandern der Germanen bei der Völkerwanderung deren verlassene Sitze einnahmen; waren es doch primitive Waldmenschen. Anders ward es bei den Deutschen des Mittelalters; kaum hatte deren Rückfluten gegen die Ostmarken begonnen und war Schlesien wieder deutsches Land geworden, als auch schon ein mächtiger Aufschwung einsetzte — aus dem Wirksamwerden dieser Verkehrsgunst heraus. Mittelschlesien und Breslau entwickelte sich schnell zum Durchgangs- und Umschlagland, zum Stapel- und Niederlassungsplatz für den immer mächtiger nach allen Seiten sich entwickelnden Handel und Verkehr. Die innere Ursache des geschichtlichen Werdeganges ist also der Wert der natürlichen Grundlage und ihre Ausnützung durch den Tüchtigen: erst diese Verbindung schafft blühendes Leben.

Daß dem so ist, lehrt der weitere Gang der geschichtlichen Entwicklung auf das Deutlichste: mit der Wende des 15. Jahrhunderts schneidet der Einbruch der Türken den südöstlichen Handel ab; zugleich gewinnt der Seeverkehr durch die

Entwicklung der Hochseeschifffahrt größere und stets wachsende Bedeutung. Der große Verkehr, zu Lande gestört, wird zu See vollzogen; England und die deutschen Nordseehäfen kommen hoch; damit ändert sich die bisherige Gunst der kontinentalen Lage Schlesiens in Ungunst: dem Meer liegt es beinahe trostlos fern. Der große Handel fällt aus, und es bleibt nurmehr der lokale Handel mit der nächsten Nachbarschaft. Schlesiens Blüte und Wohlstand welkt dahin. Die Blüte war gekommen aus der Verbindung: Naturgunst—Tüchtigkeit; die Naturgunst ist ausgeschieden; menschliche Tüchtigkeit allein reicht nicht aus. Es müssen neue Möglichkeiten kommen, neuen Aufschwung herbeizuführen. Sie kamen für Schlesien erst im 19. Jahrhundert: die Eisenbahn machte den Landverkehr wieder konkurrenzfähig — nicht gleichwertig dem Seeverkehr, aber immerhin konkurrenzfähig —; damit gewannen die natürlichen Bodenschätze Oberschlesiens, Kohle und Eisen, einen bisher ungeahnten Wert, und aus der auf neuer Grundlage sich ergebenden Kombination: Naturgunst — menschliche Tüchtigkeit erwuchs eine neue weltwichtige Blüte. Es sind also die Grundlagen für diese zweite deutsche Blüte Schlesiens völlig andere, als sie es für die erste deutsche Blüte im Mittelalter waren: gleich ist nur, daß es d e u t s c h e Tüchtigkeit beidemal ist, die die Naturgunst wertet.

Aber verweilen wir bei Oberschlesien. Mächtiges Deutschtum war schon im 12. Jahrhundert in Schlesien erwachsen und es strahlte gewaltig aus nach Oberschlesien, auch von Böhmen und Mähren her. Alte Handelsstraßen zogen von Mittelschlesien allenthalben dem Oderthal folgend nach dem südlichen Oberschlesien und Krakau hin und weiter dem Karpathenrande folgend, aber auch längs der oberen Oder und über das Gebirge nach Österreich und Ungarn; hierher führten andere Straßen auch links der Oder über die bequemen Sudetenpässe. Rechts der Oder über das heutige Kreuzburg, Rosenberg usw. leitete die alte Salzstraße nach Czestochau und Wieliczka, gleichfalls dem natürlichen alten Zuge folgend. (Heute gehen die wichtigsten Eisenbahnen auf diesen alten natürlichen Trakten!) Deutsche Städte wurden in großer Zahl und schneller Folge hier begründet und wurden zu deutschen Siedlungszentren; so schreitet die deutsche Besiedlung nicht allmählich von Westen immer weiter nach Osten vor, nein, von tief in Oberschlesien sich bildenden deutschen Zentren aus geht die Regermanisierung radiär nach allen

Seiten und gewinnt allmählich auch den vollen Anschluß rückwärts an die alte Heimat. So geht der Verdeutschungsprozeß weitausholender und schneller, aber zunächst lückiger. Rasch werden die zahllosen kleinen Städte reinddeutsch, langsamer folgt das Land. Schwerfällig und langsam war der Lastwagenverkehr, langsam pulsierte das Leben — (im Gegensatz zur schnelllebigen Gegenwart!) — und nur durch diese Art der Ausbreitung ist es zu verstehen, daß das Deutschtum in der kurzen Spanne von noch nicht drei Jahrhunderten ganz Oberschlesien, ja, große Strecken jenseits der heutigen Grenzen durchdringen und sich angleichen konnte; denn Oberschlesien war im 15. Jahrhundert so gut wie deutsches Land. Aber noch war der Prozeß nicht abgeschlossen, noch waren die Verhältnisse nicht genügend fest geworden, als der Umschlag eintrat, die Katastrophe für Oberschlesien: durch die Türkengefahr und das Auskommen der Hochseeschifffahrt ward Schlesiens Handel gelähmt; der Handelsverkehr mit dem Osten, der Oberschlesiens Deutschtum das Lebensblut zugeführt hatte, hörte auf; das mächtig blühende Krakau atrophierte ganz, und Oberschlesiens Deutschtum ohne Nahrungsquelle siechte im Kampf mit politischen Widrigkeiten aller Art, Kriegen, Gegenreformation usw. dahin, zumal der Boden als solcher mit seiner geringen Fruchtbarkeit als Kraftspender nicht genügte. Das Land verfiel in Ankultur, wie vor der deutschen Zeit sie geherrscht. Es war so wenig verlockend, daß — obwohl die Zeitläufte es wohl erlaubt hätten! — sein magerer Besitz keinerlei Eroberungsgelüste bei den Polen auslöste! Es war eben keine „Irredenta“!

Auch Friedrich dem Großen war Mittelschlesien, sein „Peru“, der wertvollere Teil der schlesischen Erwerbung; das geht aus seinen politischen Testamenten klar hervor; aber er bemühte sich aus Oberschlesien zu machen, was möglich war; so rief er Industrien hier ins Leben zur Ausbeutung der Bodenschätze, um das Land und seine Bevölkerung zu heben. Mit genialer Intuition hatte er damit das Richtige getroffen. Er ertüchtigte den Oberschlesier durch preußische Ordnung und Verwaltung.

Als mit der Nutzbarmachung des Dampfkessels auf Dampfschiff und Eisenbahn der Siegeslauf modernen Weltverkehrs, moderner Technik einsetzte, als Kohle und Eisen Schätze geworden waren, da konnte auch Oberschlesien an dem Siegeslauf teilnehmen: eine Zeit neuer Blüte

brach an, einer Blüte, deren üppig und immer üppiger sich entfaltenden Herrlichkeit staunende Zeugen wir sind.

Aber nicht Oberschlesiens, nein, ganz Schlesiens neue Blüte ist es; Oberschlesiens ist der Stoff; aber zu viele sind der Schwierigkeiten, daß Oberschlesien des mittelschlesischen Bruders, der ihm einst im Mittelalter geholfen hat, nicht entraten kann. Weltensfern liegt Oberschlesien, und will es ernsthaft auf dem Weltmarkt konkurrieren, so muß ihm die Verkehrsmöglichkeit geschaffen werden: die Entwicklung der ober-schlesischen Industrie ist ein Verkehrsproblem! Hier springt Mittelschlesien, Breslau mit seinen Möglichkeiten ein: Eisenbahnen, Oderschifffahrt sind Lebensnotwendigkeiten für Oberschlesien. Handelt es sich doch um den Abtransport der Erzeugnisse und Produkte Oberschlesiens und ihre Verteilung an die Konsumenten, nicht weniger aber um die Zufuhr aller Bedarfsartikel, der Rohstoffe und Zuschläge, aber auch der Nahrungsmittel und sonstigen unendlich mannigfaltigen Bedürfnisse der rapid anwachsenden Bevölkerung; und Oberschlesien selbst ist ein wenig fruchtbares Land. So ist der Verkehr ungeheuer, dessen Oberschlesien bedarf. Man hat Oberschlesien den einen Lungenflügel Deutschlands genannt: nicht mit Unrecht. Aber daß er funktionieren und Deutschland Lebensluft geben kann, dazu bedarf es der Hilfe des vermöge seiner guten geographischen Grundlagen verkehrsvermittelnden mittelschlesischen Bruders. Polen kann die Hilfe nicht geben! Ganz abgesehen davon, daß es selbst im höchsten Maße hilfsbedürftig ist, brauchbare Wasserwege liegen auf polnischer Seite unendlich fern; sie öffnen Polen dem Verkehr vom Meere her und würden Oberschlesien die Lebensluft dadurch völlig abschneiden. Und Eisenbahnen? Sie fehlen fast ganz; und arm ist das polnische Ackerland in weiter Umgebung; es könnte Oberschlesien nicht ernähren. Oberschlesien bei Polen müßte ersticken am Mangel an Transportmöglichkeiten, verhungern am Mangel an Nahrungsmitteln.

Mit lauter Stimme aber fordert der neugebackene polnische Staat Oberschlesien als „polnisches“ Land für sich. Ist es nicht merkwürdig: früher als Oberschlesien, nur Wald und magerer Acker, ein armes Land war, hat kein Polenkönig sein begehrt; jetzt aber, wo moderne Industrie es reich gemacht hat, erwacht die polnische Bruderliebe auf einmal!—?!

Deutschland 1920

Von Hermann Stehr

Das alte Gleichnis schwand aus jedem Dinge,
wie Seelen von verbrauchten Leibern scheiden.
Die Menschen haben durch ihr Leben Gott
geprellt, und ausgerenkt hat ihnen nun
die ew'ge Macht so Zunge wie Verstand,
daß nur noch Wen'ge heil'ge Wahrheit reden
und von der Welt und sich den Sinn verstehn.

Die Straßen führen noch von Stadt zu Stadt
und laufen doch ins Ungewisse. Wo
man hinkommt, steht Enttäuschung schon am Tor.
Die Kirchenglocken wurden Schellen, und
es trauf im Herzen seinem Wort der Befeh
so wenig wie der Priester, der ihn leitet.
Wie mit Hefären hurt man mit den Mäusen.
Auf leeren Fässern frommelnd, mit Gebrüll
hintanzt den Weg die Gilde mancher Dichter.
Beschränktheit führt zum Amt, Geschwätz zu
Ehren.

Der Lehrer folgt dem Schüler und die Frau
der Magd. Man zahlt für Nichtstun, und
wenn Faulheit
zum Lohn am Abend nicht den störr'gen Kopf
auf den gedrung'nen Beutel legen kann,
füllt sie den Ort mit Aufruhr. Der Besitz
ward Schande, Raub Gewerbe. Unzucht segnet
ein die Ehe. Schulmädchen gehen schwanger.
Aus Knabenleibern trinkt sich satt das Laster.
Zerstörung frißt die reinen Greise auf
und speit dafür die Straßen voll mit Schurken.
Wem bringt in Deutschland noch der Abend
Frieden,

Ruh die Nacht? — Furcht richtet unser Lager
und wirbelt ruhlos durch das Folterwerk
der Träume dann den Schlaf, bis wir ermattet
den Morgen vor erbleichten Fenstern seh'n,

wie er mit abgewandtem Antlitz spricht
von neuem Bangen. Eins gedeiht, der Haß
als Kitt der Menschen und der Völker, bis
auch jene ihm zum Opfer fallen, die
ihm dienen.

Unsichtbar auf fahlen Rossen
hinjagt die Schar der ew'gen Senzenreiter.
Sie haben Babylon zerstampft, in Nichts
zerblasen. Alexanders Reich und mit
den hundert Heldensiegen deutscher Söhne
den Blenderstaat des eitlen Narrenkaisers
zermahlen und fast über Nacht gestürzt.
Und jetzt auch ruh'n sie nicht, in dieser Zeit,
in der das Laster besser als die Frucht
des Felds gedeiht, wo Scham fast Schande bringt
und Zucht Verhöhnung. Glaubt, die fahlen Reiter
traben Tag und Nacht! Ihr hört sie nur nicht.
Wie Nebel leise geht ihr Huf, es frißt
ihr Hieb lautlos wie Frost. So mäh'n sie weiter
die Menschen alle, die dem Unrecht opfern,
der Gemeinheit fröhnen und der Liebe
nicht einen Atemzug und keinen Schlag
des Herzens gönnen. Diese alten Kämpen
der Menschenhöllen sterben nicht. Sie tranken
ihre Roffe mit dem Wein der Diebe,
erfrischen sich im Bett der Dirnen
und sätt'gen ihre Bier am Tisch der Völler.

Doch an den Häusern, wo die Güte wohnt,
wo Herzensweisheit wägt die Stunden: Dort hat
die grause Schaar nicht Macht. Sie wird vorbei
geriffen und vermag selbst zu versehren
die zarten Schwingel nicht des stillen Grafes,
daß um die reinen Schwellen himmlisch träumt.

Hanns Fechner

Von Wilhelm Luetjens

„Was heißt siegen?—:
Leben und lachen

Und die Menschen nicht immer besser machen.
Das Beste an ihnen
Herauszulieben,

Dazu hat dich der Geist getrieben.“ —

Soschriebeine mit sicherem Blick für das Wesentliche im Charakter eines Menschen begabte Freundin dem Maler und Dichter Hanns Fechner im Juni v. Js. zu seinem 60. Geburtstag. Mit diesen kurzen Worten hatte sie trefflich die Grundzüge im Wesen des Mannes 'gezeichnet, der in seiner stillen Berghütte auf einer Hügelwelle des Schreiberhauer Tales in beschaulicher Abgeschlossenheit vom lauten Tag die Vollendung seines sechsten Lebensjahrzehntes beging. —

Wer ist Hanns Fechner? Wenn man Antwort geben will auf diese Frage, so scheint es unerlässlich, einen Namen zu nennen, der mit dem Schaffen dieses Künstlers eng verknüpft ist: Wilhelm Raabe. Es gibt eine wundervolle Steinzeichnung, die den Braunschweiger Altmeister inmitten seiner Bücherei zeigt. Wer es sieht, ist im Banne dieser ernstverträumten Augen, hinter deren eigentümlich faszinierendem

Blick eine ganze Welt aus tiefem Gemüt aufquellender Bilder lebt. Etwas Gütig-Schalkhaftes und zugleich Nachsichtig-Lächelndes liegt über diesen Zügen gebreitet, wie es aus den köstlichen Gaben dieses Poeten überall hervorleuchtet. — Das Bildnis ist von Hanns Fechner!



Hanns Fechner

Eine versunkene Welt! Untergegangen im Wirbelsturm unserer Zeit, deren politische Leidenschaften und künstlerische Bewegungen unser aller Seelen mit ihrem Geschrei durchhallen. Und doch eine Zeit, die es wert ist, — nicht, sich ihrer zu „erinnern“, sondern sich in sie zu versenken und einen tiefen Blick zu tun in ihren inneren Reichtum. — Ihr gehört Hanns Fechner an. In ihr wurzeln seines Schaffens und Wirkens Kräfte. Im alten Berlin, das noch in seinen Vororten Raum

hatte für die braune Ackerscholle und für wogende Kornfelder, das noch nicht starrte von grauen Steinwänden der Mietskasernen, noch nicht erfüllt war vom Lärm der tausend Räder, — wurde er am 7. 6. 1860 als Sohn des Malers und späteren Photographen Wilhelm Fechner geboren. In seinem „Spreehanns“ schildert er sehr reizvoll die Eindrücke seiner Jugendjahre, die er hier verlebte. —

Von Haus aus mit künstlerischem Talent begabt und früh geübt in der Kunst der zeichnerischen Darstellung, studierte er später zunächst auf der Berliner Kunstakademie und kam dann als Meisterschüler zu Defregger nach München. In diesen Jahren entstanden mancherlei Sittenbilder und Studienköpfe, vereinzelt auch schon Porträts. Auch von dieser Zeit und ihrer bunten Beute an Bildern und Erinnerungen berichtet er im „Sprechmann“. Aber sein Weg führte ihn weiter, zu höherem Ziel. 1887 kehrte er nach Berlin zurück, und nun begann die Blütezeit seines Schaffens. Er hatte sich ganz dem Bildnis-malen zugewandt und wurde immer mehr Meister dieser Kunst. Viele der Großen des Reiches, — Wissenschaftler, Künstler, Fürsten und Führer haben ihm gesehnen. So entstanden die Bildnisse Virchows, des berühmten Arztes und Forschers, des Hellenisten Curtius, — des Malers Ludwig Knaus, der Dichter Wildenbruch und Wilbrand, — Wilhelms II., des Großherzogs Karl Alexander von Weimar, Bülow's, Moltkes und anderer bedeutender Männer. Auch historische Porträts von Friedrich d. Gr., Ranke u. a. hat er geschaffen. Museen und Kupferstichkabinette erwarben seine Bilder; — zahlreiche Auszeichnungen und die Verleihung des Professortitels zeugten von der Anerkennung, die ihm ward. An der Berliner Hochschule für die bildenden Künste richtete er die erste Klasse für Steinzeichnen ein und erteilte selber Unterricht in diesem Fach. — Seine Meisterleistungen aber sind wohl das Bildnis des jungen Gerhart Hauptmann, der eben erst seine „Weber“ geschaffen hatte, und die der Dichter Raabe und Fontane. Wie hier das Wesen der Persönlichkeit, mit tiefem Blick gesehen und sicher festgehalten, in unmittelbarer Deutlichkeit zum Beschauer spricht, — wie das vielgestaltige und gestaltende Leben dieser Dichter noch heute, in einer Zeit vollkommen gewandelter Kunstanschauung, in ihnen mit unverminderter Kraft zum Ausdruck kommt, — das ist ein überwältigender Beweis für die Sehergabe und Schaffenskraft dieses Künstlers, der nicht Oberfläche, sondern Seelentiefe gesehen und gestaltet hat. —

Und diesen Maler, der turmhoch ragte aus den Reihen seiner Kunstgenossen, traf vor zehn Jahren ein heimlich schleichendes, dann zu furchtbarer Gewißheit werdendes Schicksal: seine Augen erblindeten! Beethoven blieben, als seine Ohren taub wurden, das innere Gehör und Auge und Hand für die Gestaltung seiner Musik. — Hier waren dem schaffenden Künstler durch

grausames Verhängnis alle Möglichkeiten zur Ausübung seiner Kunst entrisen. Und doch nicht alle! In der Nacht, die ihn nun umsing, wandelten sich seine Kräfte: er wurde zum Dichter und Schriftsteller! So entstanden die drei Bücher seines „Sprechmann“, in denen er die Erlebnisse seines Lebens niederschrieb. Ein Buch voll fröhlicher Lebensbejahung. — Weiter arbeitete er im Verein mit andern Künstlern und Wissenschaftlern an einem großzügigen Sammelwerk, das die „Deutsche Natur in Monatsbildern“ behandelte und vor allem dazu dienen sollte, in der landfremden Großstadtjugend das Interesse am Leben der Pflanzen und Tiere zu wecken. Dieses wertvolle Werk, das seine besondere Liebe hatte, mußte leider wegen Herstellungsschwierigkeiten eingehen. Fechner hatte gehofft, es auf mancherlei Gebiete des Volkslebens, seiner Trachten und Gebräuche ausdehnen zu können. Es wäre eine dankbare Aufgabe für tatkräftige Naturfreunde, ihm die Fortführung des Werkes zu ermöglichen. —

Auch auf dem verwandten Gebiete des Volksspiels hat Fechner schöpferische Arbeit getan. Ausgehend von der Erkenntnis, daß die besten Kräfte zum Wiederaufbau unseres zerstörten Hauses in der Tiefe der Volksseele schlummern, gründete er den „Schlesischen Bund für Heimatspiele“*), der das alte Bauerntheater mit gutem Erfolg zu neuem Leben erweckt hat. —

Seit seiner Erblindung lebt Fechner ganz in Schreiberhau. Durch Freundschaft mit den Bewohnern und durch liebevolles Versenken in das Volkstum des Riesengebirges hat er hier neue Heimat gefunden. Er fühlt sich ganz als Schlesier, wie das gerade in seiner Wirksamkeit für die schlesische Heimatkunst deutlich zum Ausdruck kommt.

Nebenher hat er zahlreiche Aufsätze über Fragen der Kunst veröffentlicht und noch jüngst in einer von ihm herausgegebenen Schrift „Bekanntnisse deutscher Künstler“ zu den künstlerischen Problemen unserer Tage Stellung genommen. Auch mancherlei tiefbeseelte Gedichte sind im Laufe der Jahre entstanden, und zu seinem 60. Geburtstag sind ein paar Märchen unter dem Titel „Aus dem Berggeisterreich“ im Druck erschienen, die zu dem Zarfesten und Stimmungsvollsten gehören, was seiner Feder entstammt. Ein größerer Bildhauerroman, „Antonius Schwarzgrubers Erfüllung“, ist noch im Werden. —

*) Der Vorsitzende der Schlesischen Heimatspiele ist Waldemar Müller-Eberhardt. Schriftlq.

So lebt der sechzigjährige blinde Maler und Dichter in seinem einsamen Berghaus, das zwei riesenhafte Bäume beschatten, in ungebrochener Daseinsfreude und Schaffensfülle seine von innen erhellten Tage. Es ist eine Freude, ihm zuzuhören, wenn er — auch darin ein Meister! — von den Tagen seines reichen, buntbewegten Malerlebens erzählt und einem, als wäre er gar nicht blind, seine Bilder zeigt und deutet.

Eine olympische Heiterkeit liegt allezeit wie ein unvergänglicher Frühling über seinem Wesen, und man fragt sich staunend, mit welcher unverwüftlichen Seelenkraft die zugleich gütige und grausame Natur diesen Menschen beschenkt hat. Hanns Fehner hat das Dichterwort gelebt: „Du gibst den sich selber wieder, der sich kühn in dir befreit.“ —

Michael

Ein Requiem

Von Rudolf Hillebrandt

Durch ein Tor aus rauchgeschwärzten, sagenhaften Balken treten wir aus der alten, von dumpfer Glut erfüllten Glashütte ins Freie.

Im Walde hängt der Winter. Erlöst ziehe ich tief die kühle Schneeluft ein.

Brigitte lächelt.

„Mir tut die Hitze nichts,“ sagt sie. „Ich könnte viele Stunden stehen und zuschauen, wenn Glas geblasen wird. Und jedes Stück möchte ich, glühend wie es ist, mitnehmen.“

Sie bückt sich und legt ihr klirrendes Bündel behutsam auf den Schlitten. Ihre Füße in den hohen Schuhen sind zierlich und schmal wie Kelche.

„Was soll dieser gläserne Kram?“ frage ich. „Ist es nicht schließlich seine einzige Bestimmung, zu zerbrechen?“

Wir verstummen.

Die Bäume strömen aus beschneiten Kronen einen wachen und lebendigen Duft aus. Darüber ruht still vor dem rötlichen Abendhimmel ein riesenhafter weißer Sarg.

„Das ist unser Heiliger Berg,“ spricht Brigitte langsam. „Michael hat ihn so genannt.“

Ihre Augen hängen an der Ferne. Der Qualm eines Holzfeuers kräuselt sich in die Klarheit.

„Mir ist, als würden dort Erlebnisse verbrannt. Manchmal denke ich, ich müßte ihm hier auf den geweihten Wegen noch einmal begegnen. Er würde mir liebevoll aufgelesene Tannenzapfen in die Hände geben . . .“

„Es liegt kein Kranz auf seinem Grabe, in den sie nicht hineingeflochten wären,“ antworte ich, zur schmerzlichen Wirklichkeit erwacht. „Denn alle wußten ja, wie sehr er diese unscheinbaren braunen Gebilde liebte. Auch einen kleinen Tannenbaum haben wir Weihnachten dort gepflanzt. Als letztes, armseliges Geschenk.“

Brigitte zuckt zusammen.

„Gehen wir,“ sagt sie kurz.

Wir ziehen unsere Schlitten den alten Baudenweg hinan. Die Glashütte kriecht langsam wie eine graue Kröte in den Wald zurück. Lange lauschen wir in stummem Schreiten nur dem schiebenden Rascheln und Knacken im schnee-verwehten Geäst.

„Mit Michael,“ sagt Brigitte leise, „bin ich, ach wie oft, so diesen Weg hinaufgestiegen. Nur daß es damals Sommer war . . . Jetzt ist alles umhüllt.“

Aus ihrer roten Kappe quellen blonde, gekräuselte Löckchen. Hier hat Michaels Hand geruht. Um seinetwillen sind sie mir jetzt heilig. Gemeinsames Gedenken verbindet mich mit diesem Mädchen auf eine tief geheimnisvolle Weise. Unser Gang ist eine Wallfahrt. Ein unsichtbarer Dritter geht zwischen uns, streng und gütig zugleich.

Einmal klingelt das Glaszeug auf Brigittens Schlitten leise auf wie Schellengeläut. Aber schon sind die Töne wieder ins dämmerige Schweigen verhuscht.

„Wie still es hier ist,“ sage ich.

„Im Winter verirren sich nur wenige Menschen hier hinauf,“ antwortet Brigitte mit verhangener Stimme. „Da gibt es keine lärmenden Freuden.“

Sie blickt in den Schnee, ein müdes Lächeln um die Lippen: „Aber das Ecksofa von schwarzem Leder wird in der Baude an der alten Stelle stehen. Vielleicht wird auch der Herr Jaidel aus Minsk wieder am Ofen sitzen, und Sie können, wie einst Michael, mit seiner Tochter tanzen.“

„Michael hat mir von ihm erzählt,“ antworte ich. „Ich glaube fast, er liebte ihn. Denn für ihn weitete sich hinter dieses Juden kümmerlicher Gestalt die unendliche russische Einöde.“

Brigitte stöhnt schmerzlich auf: „Und gerade Er muß still sein, fort von uns für immer, für alle und jede Zeit. Können Sie das fassen? Er hätte doch so gern noch gelebt! Alles an ihm war unerschöpft, war erst im Erwachen. Ich weiß es, ich habe es ja erlebt!“

Ich sehe mit inneren Augen den Bruder durch das Tannengrün seines Grabes hindurch in bleicher und ernster Ruhe daliegen.

„Brigitte,“ sage ich, „Ihnen ist es erspart geblieben, ihn leiden zu sehen und hoffnungslos dabeistehen zu müssen. Für die andern war er schon tot; die saßen draußen und weinten. Ich aber war bei ihm: er lag in den heißen Kissen, atmete noch, war noch unser Michael. Seine Augen sahen auf mich, und für Minuten war es mir ein Trost, daß er mich noch erkannte, und wir zu Zweien waren. Ich versprach ihm, daß wir zusammen ins Gebirge reisen wollten, seine Genesung hier in lieber Einsamkeit zu feiern. Lange hielten wir uns so an den fiebernden Händen; ich konnte mich nicht entschliefen, Abschied zu nehmen. So wartete ich still, bis uns, die Unzertrennlichen, das Unabänderliche trennte.“

Wir stehen auf einer Brücke. Unter unsern Füßen rauscht Schneewasser. Durch die Dämmerung blinken im Tale die ersten Lichter. Brigitte lehnt sich an das eisverkrustete Geländer, durch das ein leises Summen und Singen zieht.

„Michael!“ spricht sie. „Ich bin seine Geliebte gewesen. Das bedeutet Stunden unterm Sternenhimmel, wo das Bewußtsein im Unendlichen hing, und dann wieder Stunden in engen Stuben, wo wir uns vor dem Sturm unserer Sinne in uns selbst verkrochen. Ein ganzes Leben liegt darin, — mein Leben! Mein Weg hieß Michael. Er ist zu Ende, und ich irre im Unwegsamem.“

Ihr Haar schimmert im Dämmerlichte. Ihr Körper lehnt sich an Dunkles an, verschwimmt mir mehr und mehr, — sie wird Natur, wie alle Stämme, alle Steine und auch ich.

„Ich war sein Bruder,“ sage ich. „Die Kindheit gehörte uns beiden. Der Weg war uns gemeinsam. Er blieb auf einer Bank zurück. Mir ist, als hätte er gesagt: Geh' weiter! Irgendwo holen wir uns ein, irgendwo begegnen wir uns wieder. Brigitte, es gibt viele Wege, die ein Ziel haben. Einmal kommt man ans Licht!“

Die Worte verlieren sich mir, fließen mit dem immer gleich rauschenden Wasser fort.

„Sprechen Sie weiter,“ flüstert Brigitte. „Ihre Stimme, wenn auch nur für Minuten, verzaubert

mich. Es ist der Klang seiner Stimme, es sind seine Worte.“

„Und es ist sein Blut,“ fahre ich hastig fort, mit einer Eindringlichkeit, die mich selber erschauern macht. „Ich spüre es. Es klopft mir selbst heimlich und fremd zugleich. Fühlen Sie meine Hand. Lassen Sie sich durch das Zittern nicht erschrecken. Es ist eine neue und große Sicherheit in mir.“

Ich mache einen taumelnden Schritt. Ihre Augen, ganz nahe, leuchten in träumerischem Glanze. Ich blicke in das bleiche Gesicht wie in einen Spiegel und erkenne mich nicht mehr.

Das Gesicht schwebt näher.

„Michael,“ haucht eine Stimme. Alle Qualen und alle Seligkeiten seiner großen Leidenschaft für dieses mir doch bisher so fremde Wesen durchwehen mich in diesem einen Augenblicke. Ich will es greifen und halten, aber ein letzter hemmender Gedanke an auch unsere Vergänglichkeit läßt mir beschämt die Hände sinken.

„Brigitte,“ sage ich, „all das ist ja schon solange untergegangen und verrauscht. Wir dürfen uns und ihn nicht betrügen. Mir ist, als hätte ich eben Michaels Hand auf meiner Schulter gespürt.“

Brigitte schrickt auf wie aus tiefem Schlafe. Dann senkt sie den Kopf und schreitet langsam weiter. Wir hören wieder die schäumenden Wasser, und überschnelte Felsen wehen uns mit Kühle an.

„Mich hungert,“ sagt Brigitte, ohne mich anzusehen.

Es jammert mich, wie sie sich selbst ernüchtern will und doch in jedem Worte blutet. Und so taste ich in lächerlicher Hilflosigkeit in meinen Taschen, finde etwas vertrocknetes Brot und reiche es ihr lange hin. Sie achtet es nicht, und ich, ratlos, habe nicht den Mut, es fortzuwerfen. Verlegen wickle ich es sorgfältig wieder ins Papier.

Brigitte fröstelt. „Ich habe Angst,“ flüstert sie.

„Vor wem?“ frage ich.

Die Frage bleibt offenstehn, wie eine Tür, durch die es kalt hereinweht. Die Wertlosigkeit aller Worte wächst in diesem eisigen Hauche mit den Riesenstämmen ringsum ins Unermeßliche. Unsere Schritte knirschen in ungleichem Takte. Die Schlitten ziehen sich schwer, als läge eine Last auf ihnen. Der Weg steigt steil und krümmt sich. Man kann nicht sehen, wohin er führt. Es ist, als gingen wir im Kreise.

„Ich habe ihn nicht sterben sehen,“ sagt Brigitte. „Für mich lebt er noch.“

Alles wird immer schattenweiter. Ich gehe durch eine fremde Welt. Ich kann mir nicht mehr vorstellen, daß hinter diesen Tannen, Felsen, hinter dieser Wildnis noch ein von Menschen aufgebautes, von Lampen durchwärmtes Haus kommen soll.

„Ist das der richtige Weg?“ frage ich beklommen.

Brigitte antwortet nicht. Ihr Blick späht durch das Dunkel scharf nach vorn.

Ich mühe mich unruhig, etwas zu sehen.

Brigitte faßt mich bei der Hand.

„Hier kommt gleich eine Bank,“ flüstert sie, „es ist, als ob dort jemand säße.“

Wir gehen einige Schritte.

„In dieser Kälte?“ frage ich unsicher, mit vertrockneter Stimme.

Brigitte umklammert meinen Arm:

„Da . . . sitzt jemand!“

Jetzt kann auch ich es erkennen: auf der verschneiten Holzbank eine ruhige, gebückte Gestalt, die zu schlafen scheint.

Wir halten zitternd inne, denn es erhebt sich, und ein Mensch kommt langsam auf uns zu, ohne daß man die Füße über dem weißlichen Boden sich bewegen sieht.

Brigitte stößt einen verzerrten Laut aus, streicht mit der Hand das Glas von ihrem Schlitten, der wie ein scheuer Hund ihr zu ent-eilen droht, wirft sich auf ihn und stürzt mit gellendem Aufschrei „Michael!“ kopfüber ins Dunkel hinunter.

Mir sind die Beine festgefroren. Wie ein Kind sein Spielzeug, halte ich meinen Schlitten fest am Bande und sehe die Gestalt auf mich zukommen, ruhig, mit gütig vorgestreckten Händen.

Da überwältigt auch mich die ungeheuerliche Ähnlichkeit, und ohne es zu wollen, weiche ich langsam Schritt für Schritt zurück.

Der Fremde bleibt zögernd stehen. Die Sekunden klopfen.

„Erschrick nicht und erkenne mich,“ spricht Michaels geliebte Stimme, „ich bin es.“

Noch fasse ich es nicht, aber eine warme Erlöstheit durchströmt mich, und weinend halten wir uns lange Zeit umschlungen, brüderlich und in versunkener Hingebetheit.

„Du bist es, Michael, hier in der Nacht, allein, — Michael, was habe ich um Dich gelitten! Wir bleiben zusammen, jetzt für immer, halte mich, ich faumele! Du hast auf uns gewartet, ich wußte ja, daß Du lebst, — ich habe es nie anders geglaubt.“

„Ich lebe hier ein ganz besonderes Leben, Bruder,“ spricht Michael mit durchzitterter Stimme. „Wir haben uns Vieles zu sagen und wir werden uns verstehen. Wir sind ja Brüder!“

Unter meinem Fuße prasseln Scherben. Michael bückt sich und hält in seinen weißen Händen eine schön geschwungene Schale, die er traurig lächelnd betrachtet. Das Mondlicht sammelt sich in ihr; matt und milchig erglüht sie.

„Ich habe sie geliebt, es ist wahr, aber sie hat nicht standgehalten. Wird sie in ihrer Hast den Weg ins Tal ohne Gefahr zurückfinden? Vielleicht. Sie ist ja noch sehr jung.“

Er schleudert das Gefäß in sanfter Bewegung gegen einen Stamm, wo es zersprüht.

„Immer noch die alte Liebe zu buntem Spielzeug? Wie weit liegt alles das zurück!“

Mit traurig gesenktem Haupte schreitet Michael langsam auf die alte Bank zu. Ich halte mich mit dem Blicke an ihn, aus Furcht, der auf so wundersame Weise Wiedergewonnene könnte sich mir verlieren. Er geht etwas müde und nach vorn gebeugt. Ich erkenne seinen grauen Anzug wieder, der vom selben Stoffe ist wie meiner. Nur daß der seine unter schlimmem Wetter abgetragener erscheint. Ein unerklärliches Mitleid überschwemmt mir die Augen.

Von ferne sicht ein hallender Schrei in die Stille.

Michael wendet sich lauschend. Ein unfählich rührendes Lächeln spielt um seinen Mund: „Diese Flucht betrübt mich, aber ich habe es ja nicht anders erwartet. Um den Ofen der Glashütte ist es wärmer als hier bei mir. Weißt Du, wenn man gestorben ist, dann packt alle Zurückgelassenen die Sehnsucht, die nur von Erinnerungen zehrt. Die Menschen wünschen uns noch herbei, möchten uns noch in ihrem Kreise sehen, und schütten doch schon, ohne es zu wissen, die Lücke mit neuen Plänen zu. Wir können sie nur noch stören oder erschrecken.“

Er steht bleich und gefaßt an die Bank gelehnt. Ich sinke vor ihm hin: „Lieber Bruder Michael, verzeih' mir, ich habe ja nicht gewußt, was ich tat. Verzeih' mir, daß ich für Sekunden Dich vergessen konnte, daß ich Verlangen trug nach dem, was Dir gehörte und Dein sein soll für alle Zeiten.“

Da faßt er mir warm aufwallend ins Haar, zieht an den Armen mich zu sich empor: „Bruder, nicht doch, das ist es nicht!“ Er lacht sein schönes, ruhiges Lachen. „Ich weiß ja, daß alles Lebendige, in einem unverstandenen Orange nach

Ewigkeit, liebend sich angehören muß. Auch die Tiere hier im Walde vereinigen ja ihre Einsamkeit und suchen einander. Erst jetzt fand ich die Zeit, alles das zu beschauen und zu ergründen, und ich weiß nicht, ob ich froh oder traurig sein soll, daß diese Erkenntnis mir so spät kommt.“ Er blickt mich tief an: „Und die Toten, Bruder, bleiben hier, wie allerorts, unbeachtet liegen. Es ist gut so. Denn wenn wir nicht einmal die große Ruhe hätten, was bliebe uns dann noch? Nimm es als Trost und komm, wir wollen weitergehen!“

Unschlüssig taste ich nach der Schnur meines Schlittens. Auch Michael zieht aus verschneitem Strauchwerk einen Schlitten, ein niedriges, armseliges Machwerk aus drei alten Brettern. Er fängt meinen fragenden Blick auf: „Sieh ihn gut an; ich habe mir ihn aus den Brettern meines Sarges selbst gezimmert.“

„Michael,“ schluchze ich, „hier, nimm den meinen, der ist besser für Dich, ich habe ihn ja alle Tage.“

„Nicht doch,“ sagt er ruhig, „behalte Du den Deinen, denn meiner würde Dir nichts nützen können.“

Wir gehen schweigend neben einander. Eine aufquellende Freude läßt mich seinen Arm pressen. Er erwidert den Druck und spricht unsicher, als sei es ihm peinlich: „Ich muß mich ja auch noch für das Tannenbäumchen bedanken, das Ihr mir aufs Grab gesetzt habt. Ich habe nicht gleich daran gedacht.“

„Wenn ich doch noch etwas für Dich tun könnte!“ erwidere ich, und es schnürt mir schmerzlich die Kehle zusammen wie vor einem langen Abschied.

Wir treten an den Rand des Weges, wo über einem Holzschlage nur wenige säulenhafte Stämme stehen. Hinter ihnen liegt im silberblauen Dunste der Mondnacht das Tal mit den verstreuten Lichtern. In unbeschreiblicher Andacht steht Michael lange, ohne sich zu rühren. Ein leises, langgezogenes Quietschen, ein kaum hörbares Läuten dringt herauf.

„Das ist der Abendzug. Er fährt um die Kurven,“ sagt Michael entzückt. „Ich kenne den Fahrplan immer noch auswendig. Weißt Du noch, wie wir im vorigen Sommer zusammen diese Strecke fuhren? Wir waren allein im Kupee. Es war eine Mondnacht wie heute, und ein warmer hauchender Wind wehte durch die Fenster. Wir sprachen von der Zeit, wo wir beide alt und berühmt sein würden.“

Ich nicke, in Erinnerungen verloren.

Michael biegt den Kopf zurück: „Es kommen Menschen,“ flüstert er.

Ehe ich noch eine Frage tun kann, gleitet, von Schneegestäube umsprüht, etwas Schwarzes schleifend die Bahn herunter und legt sich schwerfällig vor unsern Füßen quer.

„Was stehn Sie hier? Warum weichen Sie nicht aus?“ schreit eine erregte Stimme.

Zwei Gestalten stehen von einem Schlitten auf und wollen mißtrauisch an uns vorüber.

„Herr Zaidel,“ sagt Michael duldsam, „wir kennen uns doch!“

„Mein Gott, Sie sind's!“ stößt der Andere heraus. Seine Wadenstrümpfe legen sich in ängstliche Falten. „Was erschrecken Sie uns?“

„Ich? Bin ich denn so schrecklich?“ fragt Michael lächelnd.

Herr Zaidel zeigt eine verlegene Miene. Seine Tochter, klein und breit, in neuem Sportkostüm, kommt mit süßlichem Lächeln näher und legt beide Handflächen mit pöflichem Ausdruck auf Michaels Brust: „Sie wissen wohl noch nicht, daß Sie schon längst gestorben sind?“

„So?“ fragt Michael, scheinbar in höchster Überraschung auf sie heruntersehend.

„Ja, wenn's nach Meinung meines Papas geht, dann sind Sie schon acht Wochen tot.“

„Das ist ja reizend!“ sagt Michael, „eine solche Verleumdung lasse ich mir nicht gefallen!“

Herr Zaidel wackelt mit dem Kopfe: „Lassen Sie mich mal reden. Wirklich, mir ist auch lieber, Sie leben noch. Und wenn Sie sind falsch totesagt, da wern Sie noch leben bis hundert Jahr!“

Michael lacht: „Das genügt mir!“

„Wo wollen Sie denn noch hin?“, fragt Herr Zaidel.

„Wir? Wir gehen auf die Alte Baude zum Tanze!“

„Sie leben und genießen,“ nickt Herr Zaidel. „Recht ham Sie. Junge Laite. Ihr Bruder, nich wahr? Wie aus'm Gesicht geschnitten.“

Ich verneige mich.

Die Beiden hocken schon wieder auf dem Schlitten. Michael stößt ihn ab, und schleudernd gleiten sie fort. Dann stehen wir allein im stillen Lichte.

„Die Scherben liegen noch dort,“ sage ich, „sie werden sich daran stoßen.“

„O nein,“ erwidert Michael, „wenn nur nicht weiter unten ein viel schwierigeres Hindernis am Wege liegt.“

Wir gehen langsam weiter. Neuer Wald nimmt uns auf.

„Michael, es ist lustig und zugleich doch so unfählich traurig,“ sage ich mit erstickender Stimme. „Wenn ich doch immer bei Dir bleiben könnte!“

„Für Dich ist noch Platz im Tale,“ sagt Michael ernst. „Für Dich fahren noch Eisenbahnen, und Dir werden abends Lampen angezündet. Du würdest hier nur frieren und im Dunkel tappen. Habe nur kein Mitleid mit mir, — ich könnte es Dir nicht mehr danken.“

Ich schweige bedrückt und sehe ihn von der Seite an. Er scheint träumerisch ein Bild zu betrachten, das ich nicht sehen kann.

„Manchmal,“ beginnt er leise, „des Abends, da sitze ich auf meinem Heiligen Berge, dort, wo die Felsen stehen, die die Pferdeköpfe heißen. Sie ragen weit hinaus und schielen mit schiefen, gößenhaften Augen ins Tal. Während Nebel mir die Haare näßt, sitze ich dort und schaue zu, wie aus den schweren Wäldern ringsum die Abenddämmerung herausrinnt und allmählich alle Eure Häuser füllt. Von Erinnerung bin ich selten und nur in schlechten Stunden gequält. Es ist schwer, einem von Euch Lebenden den Wert des ganz großen Alleinseins zu erklären. Ihr seht zuviel in einander hinein.“

Ich wage nicht zu unterbrechen. Jedes Wort bewahre ich auf wie eine Kostbarkeit.

Nach kurzem Schweigen fährt Michael fort: „Freilich, auch wir begegnen manchmal unseresgleichen. So fand ich einmal oben auf dem Kamme zwei Gestalten, in einen felsigen Winkel gehockt, — Liebende, denen gemeinsames Sterben auch gemeinsames Totsein beschieden hatte. Ihre großgeöffneten Augen sahen in regungsloser Verträumtheit weithin über die Scharen der in der Abendsonne glühenden Berge. Ich ging durch ihren Blick, ohne sie zu stören. Sie saßen in ihren steinernen Kissen schweigend und leidenschaftslos, weil sie ja jetzt an der höchsten der Erfüllungen teilhaben.“

Michael atmet tief. Sein Schlitten macht ein klagendes Geräusch. Er zieht ihn an den Rand der Bahn und läßt sich darauf nieder.

Eine Gestalt kommt den Weg herunter, — ein grauhaariger Mann, der mit dem Ausdruck liebevollen Wahnsinns in den Augen, huflos und stumm an uns vorübergeht. Ein wenig unterhalb bleibt er stehen und dreht sich um. Michael und er messen sich in einem langen Blicke. Dann geht der Fremde rasch weiter.

„War das ein Toter?“ flüstere ich erschauernd.

„O nein,“ erwidert Michael mit müder Stimme, „wir schenken einander nicht so viel

Beachtung. Es war ein Dichter. Das sind die einzigen Menschen, die bei unserm Anblicke schon dunkel ahnen, wie es um uns steht.“

Ich weine, ohne es ihn merken zu lassen, in mich hinein.

„Hörst Du?“, fragt Michael.

Ich lausche. Von ferne kommen trillernd und trommelnd lustige Walzerklänge.

„Das ist der Musikapparat auf der Baude. Wir sind schon nahe.“

„Michael,“ sage ich und gebe den Worten einen frohen Klang, „wir wollen uns einen schönen Abend machen. Komm mit mir hinauf! Du sollst mein lieber Gast sein.“

Michael erhebt sich schwer und ohne Antwort. Langsam kommen wir wieder ins Gehen. „Es ist quälend für mich, in das Revier der menschlichen Fröhlichkeiten einzudringen,“ spricht er dann. Er schleppt seine Füße, wie jemand, der krank oder sehr müde ist.

„Kann ich Dir helfen?“, frage ich.

„Ich muß ruhen,“ stöhnt er stehenbleibend. „Es ist zuviel für mich.“

Meine Besorgnis um ihn gibt mir einen schnellen Gedanken ein. Ich ziehe das Brot aus meiner Tasche: „Setze Dich auf den Schlitten. Vielleicht hast Du nur Hunger. Ich rasch ein Stückchen Brot. Es ist zwar schon vertrocknet, aber . . .“

Er greift darnach. Nimmt es in beide Hände und führt es vors Gesicht, als zöge er den Duft einer Blume ein.

„Brot! Gewaltigste Erinnerung aus verjunktener Welt! Daß es so etwas gegeben hat!“

Er steht abgewandt und schluchzt laut auf. Seine Schultern zucken erschüttert.

Ich umfasse ihn erschrocken: „Michael, das wollte ich nicht! Komm. Sei ruhig, ich bin ja bei Dir!“

Nach wenigen Schritten schon muß ich ihn stützen.

„Ich kann nicht mehr, Bruder! Laß mich.“

„Michael, es sind nur noch wenige Schritte, dann ist es warm und hell. Ich sehe schon das Haus!“

Er läßt sich auf den Schlitten niedersinken. Ich streiche ihm sanft mit der Hand über das Haar.

„Bleibe nur wenige Minuten hier sitzen,“ spreche ich ihm zu. „Ich hole Hilfe aus der Baude. Hörst Du? Bleibe nur ruhig hier.“

Er nickt und sitzt stumm, den Kopf in die Hände gestützt, als schliesse er. Plötzlich, ohne daß er aufsieht, spricht seine Stimme deutlich:

„Auf Wiedersehen, Bruder!“

„Ich bin sofort zurück,“ rufe ich und laufe keuchend den Anstieg hinan.

Das Haus strahlt aus allen Fenstern Licht und Wärme.

Noch einmal, aus ungewissem Gefühl heraus, wende ich mich, — ich sehe Michael nicht mehr.

Als schweigender, dunkler Kreis liegt der Wald rings um das Schneefeld. Verschwommene Rauchfetzen aus der Baude wehen wie schwarze Schleier an den Sternen vorüber.

Der Lotse

Sinn-Sucher hockt als kluges Ich
am Ufer seiner selbst und lotet sich
und spürt den Wahnsinn dessen, was er tut:
Ist Lotse und zugleich die Flut,
ist Kletterer und zugleich das Seil,
ist Ganzes und zugleich der Teil,
ist Fischer und zugleich der Fang,
ist Trinker und zugleich der Trank,
ist eine Straße und zugleich der Wanderer,
ist ewig Einer und zugleich ein Andrer.
Und spürt den Wahnsinn dessen, was er tut,
und senkt das Lot doch ewig in die Flut.

Und sieh, dem Ich, das kühn sein Lot gespalten,
entsteigen widersinnig zwei Gestalten.

Die eine trägt auf reiner Stirn Kasteiung,
aus ihren Augen leuchtet Benedeiung,
ihr Mund ist Kuß und Brüdergüte-Wort.

Die Stirn der zweiten ist wie Beil und Keule,
und faunisch bleckt empor die Phallussäule,
ihr Mund ist Biß, und ihre Hand ist Mord.

Wer seid ihr? — Und sie sprechen mild und wild:
Erkennst du Blinder nicht dein Spiegelbild?

Ich heiße Ich! — Ich heiße Ich!

Und mißt du dich, so mißt du mich!

Ach, Aberwitz, der sagt, daß eins gleich zwei!

Ach, überwitzter Witz, denn eins ist drei!

Ach, Irrsal, Wirrsal, Wut und Hohn,

ach, Teufelsgleichung: Eins ist Million!

So bin ich wahrhaft mehr als doppelspältig,
zum Stäubchenschwarm zerpellt und tausend-
fältig!

Ich Lotse bin viel mehr als nur noch See,

auch Tiefenfisch und Wal und Hai seit je,

und Muschel, Tang und Sand und dumpfe

Qualle

und Wellenberg — und Tal und Rauschen und

Koralle,

und alles höhnt mich an: Ich heiße Ich,

und mißt du dich, so mißt du mich!

Wieviele bin ich denn? Und bin ich Wer?

Oh Gott, von dem es heißt, daß er mich schuf,
tu auf die erznen Tore meinem Ruf:

Gib Weisheit, Herr, gib Weg, gib mir mein Wer!
Gib mir die Eins, die Eins!

Da hörte Gott die Qual des Narrenschreins

und sprach: Spring, Lotse, in dein Meer,

in das du unersättlich senkst dein Lot! — — —

So sprang der Mensch ekstatisch in sein Ich,

und sieh, das Tausendspältige ballte sich

und wurde eins! — Einssein heißt Tod!

Arnold Ullrich, Breslau

Ereignis und Traum

Eine Droschke steht vor dem Hotel.

Eine Frau steigt aus und reicht ihr kleines

Kind dem Kutscher hinauf;

der birgt es in seinem Schoß,

während die Frau nach dem Zimmer fragt.

Seine großen Hände

sind unbeholfen heilig

um das Kind geschlungen.

Sein Bart wird gottväterlich.

Seine Augen künden süßeste Liebe,

da sie zu dem Kinde sich senken. —

Morgen aber steht der Kutscher in der Ver-
sammlung,

ballt die Fäuste, knirscht mit den Zähnen,

seine süße Liebe frißt Haß.

Aber wenn zufällig der geißelnde Redner
das Wort „Kind“ spricht,

wird der Kutscher beide Hände ausstrecken

und einmal leise durch die Luft streicheln,

er wird auf das Podium springen

und aus der inbrünstigen Seele schreien:

Liebet!

Alfred Hein, Beuthen

Eberhard König

Von Carl Lange

Der jetzt in Frohnau lebende schlesische Dichter ist im Weinstädtchen Grünberg am 18. Januar 1871, dem Tage der Reichsgründung, geboren. Vor einem Jahr etwa ist ihm der Langhans-Preis des Deutschbundes zuerkannt worden. In letzter Zeit ist die Zahl der Freunde des nun Fünfundzwanzigjährigen sehr gewachsen.

Ein schwerer Weg liegt hinter ihm. Seine Dramen, die nach kurzer Zeit vom Spielplan wieder verschwanden, konnten sich nicht durchsetzen, weil die Kritik der Großstadt durch Schweigen oder Verkennen seine Weiterentwicklung hemmte, und die Bühnen die starken, mannhaften und deutschen Werke nicht aufzuführen wagten.

Aber die Jugend hat seinen Ruf vernommen. Die Zukunft Deutschlands scharf um ihn. Sie folgt dem Dichter, der das Beste des Deutschen:

Treue, Glauben,

Führergeist wieder zeigt, der aufrecht und furchtlos sein Ziel trotz aller Angriffe verfolgt.

Seine schlesische Heimat ist ihm lieb und teuer geblieben. Die vertrauten Berge sind in der Rübezahlmär, die Sage und Geschichte verbindet, wiedergegeben. Die Anzahl seiner Werke ist

groß, von denen hier die Festspiele „Stein“ und „Albrecht der Bär“ (geb. 6 M.), die feinsinnigen Legenden „Von dieser und jener Welt“ (geb. 9 M.), die Geschichte einer Jugend „Fridolin

Einjam“ (geb. 6 M.) und die dramatische „Dietrich von Bern-Trilogie“, ein Bekenntnis für unsere Tage, genannt seien. Auf einzelne Werke kommen wir später zurück. Eine kleine Schrift von Dr.

Martin Treblin unterrichtet uns von des Dichters Wesensart und Schaffen. Die hier genannten Bücher sind in vorteilhafter Ausstattung im Verlag von Erich Matthes, Leipzig u. Hartenstein, Erzgebirge, erschienen, der eine Gesamtauflage vorbereitet.

Eberhard König gehört zu den wenigen Dichtern unserer Zeit, die uns reines und starkes Frauentum als Symbol des Hohen und Heiligen vor Augen führen.

Opferfreude, Mütterlichkeit, die Tugenden wahrer Frauen, finden wir in seinen Dichtungen; altgermanische Art lebt wieder auf. Sprachkunst und Bildkraft (der Dichter wollte in seiner Jugend Maler werden) sind Zeichen seiner Kunst.



Eberhard König

Späte Stunden

Nachtgrau hängt der Wäldermantel
um der Berge breiten Rücken;
müde in den Schoß der Felder
sich die Hohen niederbücken.

Flüsternd Schleichen durch die Stille
ist der nächtigen Winde Wehen,
die auf Fichtenschattensohlen
um der Berge Ruhstätt gehen.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Zwei Leuchten

Von Eberhard König

(aus einer Dichtung zu Wilhelm Raabes achtzigstem Geburtstag am 8. September 1911)

Wie Giganten und Dämonen,
die dem Magus knirschend fronen,
stöhnt und keucht das Auf und Nieder,
stampft und tobt das Kräfterecken,
blitzt und pfeift das schlanke Strecken
geistgebundner Eisenglieder;
und der seelenlosen Massen
arbeitungestüm besflügelt
lenkt und bändigt, treibt und zügelt
er, der Mensch, sinnvoll, gelassen.

Hat er, beim Triumphsgebrülle,
bei dem Donnerjubilator
der kyklopischen Gewalten,
sich ein lauschend Herz erhalten
für die Stimmen aus der Stille,
aus der Seele Ahnungfülle,
und ein andachtluschend Ohr?

Blendend schwebt zu seinen Häupten,
dem von Dunst und Lärm Betäubten,
flammenschäumend ein G e l e u c h t,
das, die Nacht in Tag verkehrend,
jeden Schattensfrieden scheucht,
grausam jedes Auge sehrend —
Nacht in Tag? Nicht Tag, nicht Nacht:
's ist ein M e n s c h e n t a g, entfacht,
fremd dem Himmel, fremd der Erde,
auf des M e n s c h e n dreiftes Werde,
's ist ein Tag, den Er gemacht!

Tausend Lampen, dieser gleich,
schattensfressend, kalt und bleich,
schlingen durch die wachen Nächte,
draußen ihre Lichtgirlanden —
kam der M o n d der Welt abhanden?
Der, der hier noch seiner dächte?
Mond, der Hüter der Gedanken,
dem die reinen Sehnsuchtträume,
Wünsche nach Vollkommenheiten,
durch der dämmerlichten Räume
heilige Unendlichkeiten
gläubig sich entgegenranken?
Ob da draußen, in der Ferne
irgendwo ein Waldbach geht,
der ein moosig Mühlrad dreht?
Irgendwo noch Hirsche lauschen
in der Wipfel nächtig Rauschen,
noch des Mondes und der Sterne
großes, stilles Reich besteht?

Über dieser Fieberwelt
droht ein Himmel dunstig-rot,
wie ob einem Schreckensfeld,
voller Brand und Schlachtentod.
Durch die roten Schwaden droben
Seh ich einen G ö t t e n ragen,
der auf's seelenleere Toben
dieser schlaflos-hellen Nächte
und den Frondienst seiner Knechte
äugt mit grimmigem Behagen:
Ein Koloß in Erz und Stahl;
einer Goldtiara Zinken,
dran Rubinen sprühn und blinken,
auf der harten Stirn des Baal,
schlaff und hangend feiste Backen,
und der Schädel blank und kahl
bis zum speckig-wulst'gen Nacken.
Trug — das Atmen dieser Rippen,
Trug — der grausam-üpp'gen Lippen
Gnadelächeln! Leer und hohl
ist das grinsende Idol,
seine Tigeraugen Glas
oder schimmernder Topas,
seine Brüste kahle Klippen!
Angeglüht von e u r e s Lebens,
Fieberbrand in Dual und Luft,
glimmt sein Aug' nur wie bewußt,
suchst die Seele drin vergebens.
Denn, der eure Seelen frißt,
niemals satt vom Seelenfraß,
selber ohne Seele ist —
euer Herr, Gott Mammonas.

Lichte Nacht! Mir ist, als wären
deine weißen Flammen alle —
die in hoher Eishalle
und: die schwärmender Hetären
nackte Schultern lichtumgießen,
wo die Herzen und Pokale
überschäumen im Genießen —
I h m zu Dienst und I h m zu Ehren
alle Flammen angefacht,
ihm zur Fest- und Jubelnacht,
wie auf tausend Hochaltären.

Fort! Erlisch in Rauch und Dunst,
goldgekröntes Riesenhaupt,
schwinde! Fluch ist deine Gunst,
dein Begnaden Trug und Spott,
bist ein Götze, doch kein Gott,
der beseligt, wer ihn glaubt!

Horch, vom alten Turme drüben,
 hallt bedächtig Stunden schlagen —
 ist doch e i n e Stimme blieben,
 aus beschaulich-stillen Tagen!
 Also klang der Ruf der Stunde
 Eltern und Ureltern schon
 und gebot im gleichen Ton
 Schlummerruh in dunkle Runde.

Wo der Turm, der greise Recke,
 aus dem winkligen Verstecke
 halb verfallner Häuser steigt,
 fühl ich seltsam mich geneigt,
 hinzulüchten, mich zu retten
 aus dem Lärm, dem Licht, der Pracht,
 von der Luft, der Arbeit Stätten —
 freu' dich, Seele: hier ist Nacht!
 Hör' mein Herz doch wieder schlagen
 hier in dunkler Einsamkeit;
 darf manch morsche Schwelle fragen,
 wieviel Füße sie getragen,
 Taufgeleit und Totenschragen,
 was sie weiß von alten Tagen,
 und dem Geist verschollner Zeit,
 da in Herzenskiefen drinnen
 noch gedeihliches Besinnen,
 noch ein reiner Ernst gewohnt,
 Ahnen einer Ewigkeit —
 sieh, durch schiefe Giebel nieder
 blinken auch die Sterne wieder,
 und durch Wolken schwimmt der Mond!
 Und sein Licht umrinnt in feuchten
 Silberstreifen First und Essen —
 da — aus engem Fensterlein
 goldner Lampendämmerchein!
 Leuchte über alle Leuchten!
 Wer, wenn tausend Flammen schrein,
 könnte deiner je vergessen?
 Wem blieb nicht dein Lichtkreis teuer,
 Bannkreis hoher Geisterweihn,
 du, der Sammlung Tempelfeuer,
 Born der reinsten Lichtesfülle,
 alte Lampe, Stern der Stille!

Wie du dämmermild mir scheinst,
 nach dem Lichtgekreisch, dem grellen,
 seid ihr leuchtenden Gefellen:
 Du, die Freundin hohen Sinnens,
 dort der Stern des Nachtgewinnens —
 Sinnbild mir von heut' und einst.

Einst und heut! — Nicht schwachgemute,
 stubenluftverzärtelt — zage
 Sehnsucht ist's, die um die gute

alte Zeit erhebt die Klage,
 nicht ein Träumen, das die Sage
 höher denn das Leben ehrt,
 nicht ein Wahn, der, was veraltet,
 Biedermeierlich verklärt,
 feig dem Geiste abgekehrt,
 der die Welt uns neu gestaltet. —
 Neu — die Welt? Die alte Welt?
 Aus den wandellofen Höhn
 kling't's wie Lachen: ob der Augen,
 die das bunte Draußen sehn,
 doch nicht für das Drinnen taugen,
 wo kein Werden und Vergehn,
 und der alte Gott die Welt
 treu in ew'gem S e i n erhält —
 kling't's wie Lachen — und darein
 lächelt mir der holde Schein
 von dem schmalen Fenster nieder,
 und der Lampe Strahlen grüßen
 mich wie W o r t e , wie mit süßen
 Zauberklängen alter Lieder:

„Kind, der Mittag lasse gelten,
 was der Morgen kühn begann;
 und der Morgen darf nicht schelten,
 was die sinn'ge Nacht erfann.
 Mittagshöhe, Nacht und Morgen,
 sind nur Eines, sind das Leben,
 ihrer jedem ward gegeben
 eignes Können, eignes Sorgen. —
 Sollst dich, Deutscher, redlich freuen
 all des Starken, Kühnen, Neuen,
 das dir Nächte füllt und Tage
 neuer Wonne, neuer Plage;
 doch im Rausch des Neuersehnten,
 Neuerlebten, Neugefundnen
 sollst du nie des Altvertrauten
 gleichwie eines Überwundnen
 leichten Sinnes schnöd vergessen:
 All der Fülle stillen Reisens,
 heiligen Leidens, tiefempfundnen,
 hohen Sinnens und Begreifens,
 die du rühmlich e i n s t b e s e s s e n . —
 Einst: da deinen stillern Tagen
 noch dies Überlicht nicht prahlte,
 deinem sinnenden Behagen,
 andachtstarkem Gottbefragen,
 heldischem Gedankenwagen
 goldner Lampenschimmer strahlte.“ —
 Deutsche, nimmermehr vergeßt es:
 höhren Sinnes Opferwille,
 Schwungkraft adliger Gedanken,
 euer Deutschestes und Bestes —
 reiste in der Schattenstille!

Dem die Feinde niederfanken,
was die Fahnen eurer Heere,
einst geführt hat übern Rhein. —
Alles, was einst deutsche Ehre,
deutsche Macht von Fels zu Meere,
ließ zum Neid der Welt gedeihn,
wuchs in heimlich engen Schranken,

wuchs — in jenem Dämmerchein!
Und ein Bangen trifft mich an:
Ob beim Raffen unsrer Ernten
wir das Beste nicht verlernten,
da wir aus dem Segensbann
jener Leuchte uns entfernten —
unser Eigenstes verfan?

Es kommt ein Tag . . .

Von Robert Kurpiun

Wenn ein Volk in höchster Not, steigen in der Sylvesternacht seine Helden von den Denkmälern hernieder, reiten durch das Land, wecken ihre Getreuen aus den Grüften, halten Rat und rufen auf zu kühnen Taten. Dann wendet sich alle Not. — — —

Sylvesternacht. — Ein dunkles Jahr für Oberschlesien versinkt.

Auf dem Kaiserplatz in Beuthen hält auf steinernem Sockel hoch zu Roß der große König. Dicke Wolken jagen über den schwarzen Himmel. Kein Stern wagt sich hervor; wie in der ganzen Zeit. Tot schläft die Stadt unter feindlichem Bann. Mit der zehnten Stunde hat jedes Leben in den Straßen aufzuhören. Strenger Befehl fremder Gewalthaber. Die Herzen beben vor Troß und Weh: Wir lassen uns nicht schinden! —

Marßchtritt; Gesang, unterdrückt, wie aus Tiefen heraus, wo Eisen wächst, schwillt an, kommt näher. Jetzt umstehen sie das Denkmal, Grauköpfe, Kreuzträger, Invaliden, halbe Knaben, aber Herzen voll Blut und Feuer. Einer ist die Stufen zum Altan emporgestiegen und spricht, kurz, schneidend, voll Leidenschaft. Haarscharf, wie spitze Eisen bohren sich brennende Worte in entzündbare Seelen: Roßbach, Sedan, Tannenberg, die Winterschlacht, Skagerrak; Treue! Aushalten! Es kommt ein Tag! Hoch der König! Hoch, hoch!

Drei Schläge wie herstendes Erz. Notruf aus Herzen, die leben, schaffen, kämpfen wollen. Richt' Euch! Augen rechts! Bataillon marsch! Gesang: *Fridericus rex*, unser König und Herr!

Langsam verhallt der Tritt in leeren Gassen. Wieder Totenstille. — Was war das? — —

Horizontblaue Schergen trippeln heran. Gewehrspieße stoßen in das Halbell der Straßenlaternen. Früher aufstehen! Sie suchen hinterdrein in das Dunkel, woraus noch abgerissene Marschöne herübergeistern. Aber sie trauen sich nicht vor. Jenen ist auch nicht zu trauen.

Finster brütet die Nacht, und es knallt immer.

Der Alte auf seinem Roß ist wieder allein.

Dumpfe Schläge aus dem Nachthimmel. Zwölf Uhr von St.-Marien; Jahrhunderte klingen ihre Glocken. St.-Trinitatis dann, St.-Hyazinth, die Lutherkirche und die andern. Glockenturm. Das neue Jahr. Ein dicker Strich unter eine verworrene Zeit; Anruf zu einer neuen, besseren.

Beim letzten Schlag der Sylvestermitternacht strömt Leben in die königliche Gestalt auf dem Postament. Ein kühnes Auge späht in die Nacht hinaus. War es ein Traum? Er hat die Worte unten vernommen, hebt den Krückstock und schaut um sich. Da traben von Süd und West gespenstisch lautlos zwei Reiter heran und halten salutierend vor dem Könige.

„Bonjour, Messieurs! Was hat Er zu melden, Marßchall Keith?“

„Sire, der Teufel hat dem Herrgott das Regiment abgenommen!“

„Das sagt Er mir, bevor Er den Teufel bei den Hörnern gepackt?“

„Sire, der läuft in der Schellenkappe einher und hat sie alle zu Narren geschlagen.“

„Sind sie noch nicht genug zur Alder gelassen?“
Finster schweigt der Marßchall.

„Wo hat Er sein obereschlesisch Regiment, Keith?“

„Hat der blaue Teufel geholt, Sire!“

„So wollen wir's ihm schwarzweiß anstreichen, Marßchall! Und wieder holen! Berghauptmann Reden, was schaffen seine Knappen?“

„Schande, Majestät! Statt Kohle und Erz brechen sie Häuser und Denkmäler.“

„Berghauptmann, weiß Er, was Er redet?“

„Majestät, sie zerbrechen Ehre und Pflicht wie dürres Reißig. In der alten Bergstadt schänden sie das Standbild des ersten Kaisers.“

„Reden, Er spricht irre! Die Enkel der Männer von Leuthen und Roßbach das Bild meines Großneffen? Niemals!“

„Sie brachten's fertig oder sahen zu.“

„Auf gen Tarnowitz! Ich will's sehen!“

Sie reiten. Der König vornean, die beiden hintennach durch die nächtende Stadt. Lautlos berührt der Hufschlag das Pflaster. Gasflammen zittern und flackern auf, wo sie vorrüberreiten. Bogenlampen knistern und singen, da Geisterhauch sie anweht. Die Uhr im Ratssturm seht mitten im Schlage aus. Eine fränkische Wache taumelt zur Seite, drückt den Arm vor die Augen, als fahre es sie an wie Flammen aus Nacht und Graus. Sie bekreuzen sich und fliehen.

„Marschall, wer sind die Memmen?“

„Die Läufer von Roszbach, Sire!“

„Parbleu! Sie laufen immer noch! Man lasse sie ein wenig ausruhen!“

„Aber nicht hier, Majestät,“ wendet der Berghauptmann ein.

„Laß Er's! Bis über den Rhein ist's weit.“

Sie reiten die alte Straße gen Norden hinaus ins Land. Tiefe Stille schreitet mit. Wo sie vorüberkommen, schweigt der Wind. Mitten im Achzen und Rauschen bleiben die Baumkronen stehen, erstarrt, entgeistert, die letzten Lichter in den Bauernhöfen am Wege verschwelen. Hunde, die die Geisfernacht verbellen, verkriechen sich winselnd in die äußersten Winkel. Die dürrn Gräser des Winters neigen sich ehrfürchtig tief zur Erde.

Wo aber ein alter Friedhof gegen den Weg sich streckt, da flackern blaue Flämmchen aus den Tiefen, und steigen heraus die Zeugen und Helfer großer Tage, heben ihre Augen empor über den Saum der Zeit, erschauen die drei Reiter und schließen sich an den Zug. Wie er die Höhe des Trockenberges erreicht, ist er ein Heer geworden, das über die Felder dahinflutet.

„Marschall, was meint Er, wenn ich jetzt kommandierte?“ Der König erhebt den Krückstock.

„Sire, nur ein Wort, und sie folgen blind!“

„Zu seiner Zeit, Marschall! Man darf das Feld nicht vor der Reise schneiden. Und reif sind sie noch nicht.“

„Majestät, einen Blick rückwärts auf unser Werk!“ meldet der Berghauptmann, als sie auf dem Gipfel des Berges halten. Der König wendet sich und schaut hinab über den Wald in ein schimmerndes Meer von Licht, das gleich einer Perlenkette den Horizont einsäumt. Dumpfes Dröhnen dringt herüber. Feurige Riesensackeln lodern bis in die Wolken und beleuchten schwarze Essen, ragende Türme und Gerüste.

„Hier schläft auch in der Sylvesternacht die Arbeit nicht, Majestät.“

„Ein superb Ding, das Er mit seinen Gefellen in anderthalbhundert Jahren hier hingestellt hat, Berghauptmann. Doch was gilt's? Was hilft jenen dort unten Feuer, Licht, Kraft, Gold, wenn eines fehlt!“ —

„Und das Eine, Majestät?“

„Die Treue, Berghauptmann!“

Schweigend, in Sinnen verloren, reiten sie weiter, hinab, der alten Bergstadt zu. Matt fauchen deren Umrisse aus dem Dunkel auf. Am Stadttor halten zwei Reiter. In blinkender Stahlrüstung der eine, Markgraf Georg von Hohenzollern, der Gründer der Stadt, neben ihm der alte Kaiser.

Stumme Begrüßung, dann der König:

„Messieurs, die Zeit schreit nach Männern! Großnesse, man hat Ihm nicht verstatet, auf dem Boden zu stehen, den unsre Kraft urbar machte?“

Traurig wendet sich der Kaiser.

„Sie sind Kinder, die das Leben für Spielzeug achten.“

„So lehre man sie, daß Leben die Achse der Welt heißt.“

Sie stehen vor dem Denkmal. Der nächtige Heerzug erfüllt den Platz. Geheimnisvolles Raunen und Flüßtern ebbt auf und nieder, bricht sich an den Hausecken und Giebeln und steigt die Straßen hinauf. Das Adlerauge des Königs mustert das Denkmal. Der Granit des Sockels zerrissen, Säulen und Ketten der Umwehrung zerseht. Doch der oben hat standgehalten und die Tafeln mit den Namen seiner Getreuen um ihn, die seine Kampfgenossen waren. Kränze und Blumen umhüllen die Schande der Tat.

Des großen Königs Auge sprüht Blicke.

„Großnesse, das sind keine Menschen mehr!“ Dann zum Berghauptmann: „Hör' Er: hat nicht an dieser Statt zum zweiten unsre Arbeit eingesetzt, die Markgraf Georg, mein Ahn, einst aufnahm?“

„Majestät stehen auf dem Grund und Boden unsres ersten Silberbergwerks „Friedrich“, der Wiege Oberschlesiens,“ entgegnet Reden.

Der König wendet sich; sein Blick überfliegt die Umgebung. Dann geht ehern seine Stimme an seine Mannen:

„Kinder dieses Landes, wer hat Euch gelehrt, hier Schätze zu finden und zu Tag zu tragen?“

„Männer aus dem Reich,“ gibt der Chor zurück.

„Und wessen Fäuste holten sie herauf?“

„Jene und unsre, Majestät!“

„Wem gehören Land und Schätze?“

„Jenen und uns!“

„Ist das Recht?“

„Das ist Recht, Majestät!“

„Und wer es uns stehlen will?“

„Den zerschlagen wir!“

„Männer von Leuthen, Leipzig, Sedan und Tannenberg, hört mich an: Wer für sein Recht und eine heilige Sache sich nicht in Stücke hauen läßt, der verdient sie nicht!“

„Der verdient sie nicht!“

Wie ein Schwur brauft es heraus. Tausend Arme fahren empor. Das finstre Gewölk über der Stadt zerreißt, und Sterne leuchten herein.

„Darum steigen wir hinab, Schätze und Recht zu schützen. Marschall Keith, sein oberschlesisch Regiment ist wieder zur Stelle. Laß Er abrücken. Berghauptmann, an die Spitze und dahin, wo unsre Arbeit ansing!“ Hart geht des großen Königs Stimme.

Hinter dem Berghauptmann der Alte von Roßbach, neben ihm der Markgraf und der Kaiser, dahinter der Marschall mit dem Heer,

wälzt sich und rauscht der Geisterzug zur Stadt hinaus gen Süden, wo der Silberberg sein waldegekröntes Haupt erhebt. In eine tiefe Schlucht führt der Weg, eine senkrechte Felswand ragt empor.

Der König erhebt die Hand. Da donnert der Berg, der Fels zerreißt, ein weites silbernes Tor tut sich auf und führt hinein in die schimmernden Paläste der großen Tiefe.

Darin verschwindet der Zug. — — —

Ein Bergmann, der in der ersten Frühe von der Schicht heimkehrte, sah den hohen Schein am Berge und wie sich die Klust hinter dem letzten vom Zuge schloß. Davon ward er so geblendet, daß er einen Tag lang die Sonne nicht sehen konnte.

Als er am andern Tage in die Stadt kam, fand er die Sockel der Denkmäler leer. Da erschrak er, sein Sinn ward traurig, und er erzählte, was er gesehen hatte.

Aber sie warten und wissen, daß an einem leuchtenden Morgen nach tiefdunkler Nacht die alten Helden, in Blumen und Flaggen gehüllt, wieder auf ihren Postamenten stehen werden. —

Auswahl aus „Kleiner Bilderbogen“

Von Arthur Silbergleit

Die Lampe

Sie lächelt oft leise in sich hinein, wenn sie verliebte Seelen sich Herzen und küssen sieht. Zuweilen breitet man einen grünen Schirm um ihre Augen, daß sich ein junges Hochzeitsglück vor ihrer Neugier schamhaft verberge. Noch immer aber vermag sie durch diese durchsichtige Hülle auszuspähen, und sie staunt oft mit erregend großen Blicken in die Ferne, daß zwei Seelen ihre Blut aneinander verströmen und verschenken, während sie ihre eigene bewahrt.

Bajazzo's Mutter

Sie stopft ihm die Strümpfe, kocht ihm sein Essen und kümmert sich um sein leibliches Wohl. Vor dem Schnee ihres weißen Haares erstirbt ehrfurchtsvoll die Künstlichkeit seines berufsmäßigen Witzes, denn in der freudigen Erfüllung ihrer Pflichten bedeutet sie ihm die reinste Lebensheiterkeit. Er wird gewiß noch vor dem Himmelstor wie immer im Zirkus durch einen Seidenpapierstreifen springen müssen, während sich ihr der Ring der Ewigkeit, groß und feierlich, einmal von selber erschließen wird, um sie in seinen heiligen Kreis aufzunehmen.

Mozart

Mit seinem Puderschopf und seinem schmalen Spazierstock luftwandelt Mozart durch die Gärten von Salzburg. Aber wann er mit seinem Stabe den Boden streift, heben die Winde, Gräser und Blumen zu klingen an, rieseln wieder heimliche Quellen, singt der junge Morgentau. Weiße Wolken spielen auf seiner Stirn arkadische Spiele und tanzen um ihn in seliger Schönheit Schäfertänze. Manchmal beginnen auch die weißen Knöpfe seines seidenen Brustüberwurfs wie Maienglöckchen oder wie übermütige Schellen zu kichern, und ein hirtenthaft heiterer Klang durchzittert die Inselstille des Athers, daß alle Himmel und Lüfte vor Glück leise in sich hineinlächeln und die Lilien in den Gärten dem Zephyr so lange ihre Kelche entgegenstrecken, bis er sie zu hauchzart klingenden Flöten der Daseinswonnen wandelt.

Über schlesische Baukunst

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

Semper sagt: „Stil ist die Übereinstimmung einer Kunstanschauung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen ihres Werdens.“ Infolgedessen ist die Baukunst ein Stück nationalen Daseins, mit tausend Fäden mit dem Volksleben verknüpft, ein Teilausdruck des Zeitempfindens. In ihm finden das sich durchdringende Formenprinzip, die jeweilige Formensprache und die Kultur eines Landes ihren symbolischen Ausdruck. Im engsten Rahmen sei hier auf die vielseitige und hochentwickelte alte Baukunst Schlesiens hingewiesen.

Schlesiens kulturelle Bedeutung beginnt mit der sehr stark einsetzenden Ausbreitung deutscher Kultur vor 700 Jahren. In großem Maße erfolgten Kloster- und Stadtgründungen, die als kulturelle Ausstrahlungspunkte deren ständiges Vordringen bewirkten. Erstaunlich ist es, welche gewaltige Kulturarbeit in einer Zeitspanne von etwa einem Jahrhundert geleistet worden ist. Allein in Mittel- und

Niederschlesien wurden 63 Städte und 1500 Dörfer gegründet.

Die fürstlichen Residenzen, in erster Linie Breslau, ferner Brieg, Neisse, Oels, Liegnitz, Glogau und Oppeln, gleichwie die Klöster Leubus, Heinrichau und Grüssau bildeten bis ins 18. Jahrhundert hinein Kulturmittelpunkte, in denen sich auch die Baukunst einer kräftigen Entwicklung erfreuen konnte.

Die ältesten Bauten entstammen der romanischen

Periode. Jedoch sind uns infolge der Zerstörungen beim Mongoleneinfall nur Reste derselben überkommen. Das reich ornamentierte Portal des 1144 gegründeten Klosters „auf dem Elbing“ (jetzt an der Breslauer Magdalenenkirche) ist hier zu erwähnen.

Mit der Gründung der deutschen Stadt- u. Dorfsiedlungen fällt meist auch die Stiftung der Pfarrkirchen als Mittelpunkte des geistigen Lebens der Gemeinde zusammen. Die Mehrzahl der schlesischen Pfarrkirchen entstammt daher der gotischen Zeit. Die romanische



Aus „Alt-Schlesien“. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart
Neisse. Die Kammerei, ehemalige Wage. 1604

Vasiliקה hatte ihr Ziel im Altar. Der Linienzwang der gotischen Kirche ist ein anderer. Alle ihre Kräfte und Bewegtheit orientieren sich in die Höhe. Die Hauptbetonung ruht auf dem Mittelschiff und seiner emporstrebenden Bewegung.

Zaghaft kommt der aufstrebende Zug der frühen Gotik z. B. im

Chor der Breslauer Kreuzkirche zur Geltung, während Langhaus und Kreuzschiff freier und weiträumiger wirken. Die Verwandtschaft mit der norddeutschen Backsteingotik ist besonders in Mittelschlesien unverkennbar. Die Wandflächen bis Hauptgesimshöhe ungefeilt. Der Giebel filigranartig aufgelöst zu reizvollster Wirkung

(Corpus Christikirche, Dominikanerkirche in Breslau u. a.). Selbst bei einfachen Bildungen wie der Pfarrkirche in Haynau und Sagan beherrscht die

Vertikale die geometrische Auflösung der Giebelflächen. Vincenz-Dominikaner- und Bernhardenkirche in Breslau, einschiffig und kreuzförmig, verdanken ihren stark malerischen Reiz ihren zierlichen Glockentürmen. Mehr monumentalen Zuschnitt haben die hochaufstrebenden, das Stadtbild beherrschenden Hallenkirchen. Die Pfarrkirche von Striegau mit kreuzförmigem Grundriß

und Görlitz (letztere fünfschiffig) zählen zu den besten Werken ostdeutscher Gotik.

Die Profanbauten des Mittelalters weisen eine ganz andere Eigenart auf als die Kirchen. Das Breslauer Rathaus zeichnet sich durch den Reichtum seines Schmuckes und durch den Ge-

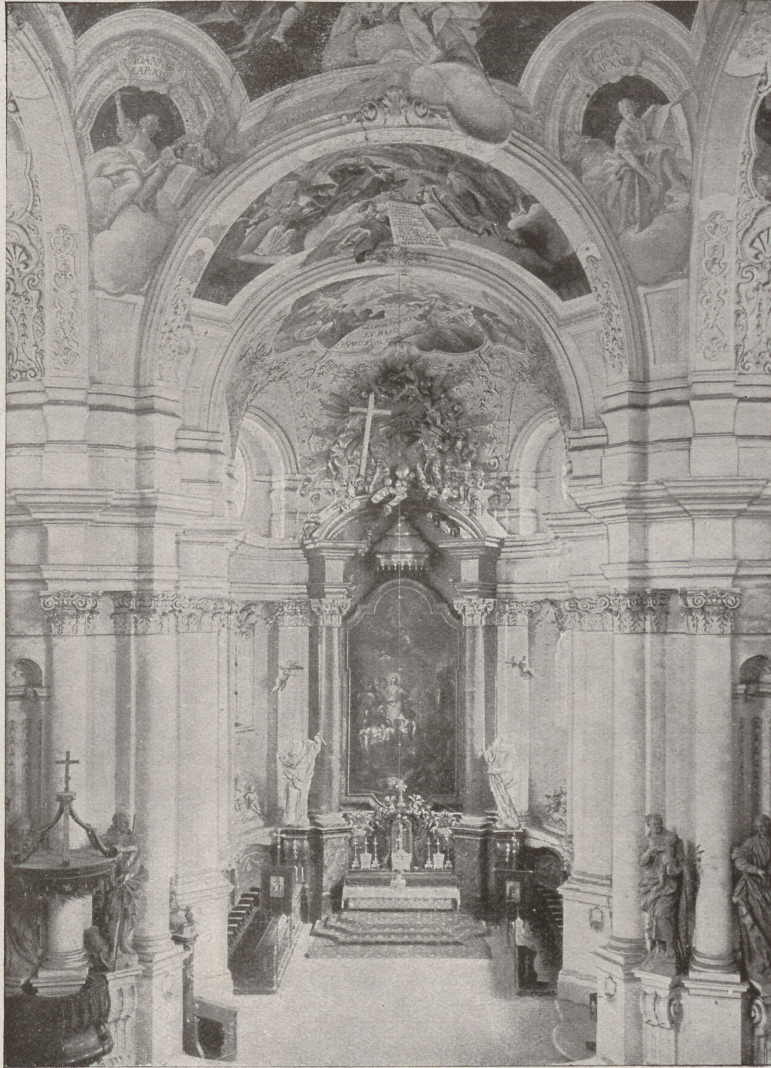
schmack aus, mit dem jede Einzelheit seiner Ausbildung behandelt ist. Der Reiz des Bauwerks besteht im wesentlichen mit durch seine bewegte Gruppenbildung, die durch den Ratssturm der Renaissance in wirkungsvoller Weise ihren Abschluß findet. Dieser Wunderbau ist uns die wichtigste bauliche Offenbarung bürgerlicher Kultur des Mittelalters.

Die gotische Baukunst gerät allmählich in Verfall. Die Architekten wenden sich ab vom Stil vergangener Zeit.

Die beginnende Renaissance ruft eine vollständige

Umgestaltung der Profanarchitektur hervor, während die kirchliche Baukunst weniger davon berührt wird.

Lebhaft waren die Handelsbeziehungen Schlesiens zu Italien, dem Ausgangspunkt der neuen Kunst. Die Zentren des öffentlichen Lebens und damit auch des künstlerischen Schaffens werden jetzt die Rathäuser. Klassische und lokale Formen



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Kloster Wahlstatt. Innenansicht der Klosterkirche.
1727 von Kilian Ignaz Dienzenhofer erbaut

werden verschmolzen, das gotische Dach beibehalten. In Görlitz baut Wendel Roszkopf am Rathaus. Seine Tätigkeit erstreckt sich auch auf Breslau, Bunzlau und Gröditzberg. Am Hofe des Brieger Herzogs sind die italienischen Architekten Jacopa Baar und Bernhard Niuron tätig.

Das hohe Dach des Brieger Rathauses und der aus der Gotik stammende umgestaltete Giebel charakterisieren hier die schlesische Renaissancebaukunst.

Eine weitere Stufe der Entwicklung zeigt das Wagehaus in Reisse, dessen Giebel durch horizontale Gesimse kräftig gegliedert ist. Die Rathäuser von Löwenberg, Ober-Glogau und Prausnitz sind zu erwähnen.

Mit dem Erstarken des Bürgertums und der allgemeinen Einführung der Maffivbauweise im 16. Jahrhundert ist auch die Entwicklung des Bürger-

hauses in neue Bahnen gelenkt worden. Der Blockaufteilung entsprechend war die Ausdehnung in Tiefe und Höhe das Gegebene. In Breslau, wo die gewölbte Kaufhalle die ganze Hausbreite einnimmt, finden wir vielfach Hofanlagen mit offenen Arkaden oder geschloßweise vorgekragten Balkons. Das Zentrum der Görlitzer Hausanlage ist eine Treppenhalle, an-

schließend an die Kaufhalle des Erdgeschosses, welcher nach der Straße zu Lauben vorgelegt sind. Diese Halle geht durch alle Stockwerke und ist oben durch eine Spitzbogentonne geschlossen.

Das Äußere des Breslauer, Brieger und Liegnitzer Bürgerhauses wird bestimmt durch den

hohen Giebel mit steilem Satteldach.

Diese Grundform ändert auch das

Barock wenig.

In Görlitz dagegen finden wir fast aus-

nahmslos das Satteldach in der Straßen-

richtung. Hier hat bei den Häusern der

Frührenaissance die symmetrische Auf-

teilung der Fassaden nach italienischem

Vorbilde Nachahmung

gefunden. Die Ausbildung

der Portale war eine bevorzugte. Es

sind uns hier von einer großen Zahl sehr wert-

voller Prachtstücke in Breslau, Brieg, Bunzlau und Görlitz erhalten.

Das Laubemotiv war früher

in Schlesien verbreiteter als in anderen Gegenden Deutschlands. Zusammenhängende, den Ring oder Marktplatz umschließende Lauben gibt es noch in Hirschberg, Görlitz, Jauer und Schömberg.

Im Zeitalter der Humanität und Bildung treten im Schloßbau des Adels gleichlaufende Bestrebungen wie im Bürgertum hervor. Schlesische



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Kloster Wahlstatt. Außenansicht der Klosterkirche.
1727 von Kilian Ignaz Dienzenhofer erbaut

Fürsten entwickelten eine umfangreiche Bautätigkeit. Unter der Regierung Friedrichs II. von Brieg ist der hervorragendste Schloßbau deutscher Frührenaissance, das Pfaffenschloß in Brieg erstanden. Die 1552 erbaute Torhauspartie, mit reichster Pilasterarchitektur, ist der Allgemeinheit bekannt. Wertvoll ist uns auch das von den Herzögen von Oels-Münsterberg erbaute Schloß in Oels. Es gehört zum Teil schon zur Spätrenaissance und verrät niederländische Beeinflussung. Kaspar Kuhne und Hans Lucas gelten als Architekten dieser Anlage.

Der Dreißigjährige Krieg hat auch in Schlesien jedwede bauliche Entwicklung aufgehalten. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts begann, vorwiegend unter der Herrschaft der Gegenreformation eine lebhafte Bautätigkeit. Wieder waren es zunächst italienische Einflüsse, die sich geltend machten. Zuerst durch Jesuitenbaumeister und später durch die inzwischen zur Blüte gelangten Wiener und Prager Barockschulen. Die starke Fruchtbarkeit der Gotik im Kirchenbau ließ dem Zeitalter der Renaissance auf diesem Gebiete wenig zu tun übrig. Das Problem des katholischen Kirchenbaues kam jetzt in neuen Fluß. Der starke Willensdruck der Gegenreformation legte sich verstärkend auch hinter das Schaffen der Baumeister.

Zunächst entstand 1690 die Matthiaskirche in Breslau, im Grundriß der Kirche Gesu in Rom entsprechend. Das Äußere dieses edlen Baues ist mehr im Sinne des klassizistischen Barocks gegliedert, während das Innere eine sehr reiche und farbig lebhafte Ausbildung erfahren hat. Die Jesuitenkirchen in Neisse (1722), Glogau und Liegnitz (1706) gehören zu den guten Schöpfungen dieser Zeit.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts verschwanden die italienischen Meister mit ihren klassizistischen Einflüssen; deutsche Baukünstler treten an ihre Stelle. Diese suchen erworbene Kenntnisse der italienischen Formenwelt mit ihrer deutschen Auffassung zu vereinen. Später waren es auch französische Einflüsse, die sich Eingang zu verschaffen wußten. Das großartige Raumgefühl, welches in den gotischen Kirchen so mächtig zum Ausdruck gekommen ist, kam zu neuer Entfaltung. Die spitzen Giebel, die sich in ihrer Urform aus dem Mittelalter erhalten haben, verschwanden. Die Barockgiebel bevorzugten die Krümmungen im Aufbau, die Flächen werden mit Gesimsen und Skulpturen verziert. Ihren Umriß überragen häufig Statuen, Vasen oder allegorische Figuren. Die Fassaden sind mit Eisen, Kar-

tuschen, mit Balustraden, Figuren und Girlanden geschmückt. In die starren Wände kommt Leben und Bewegung.

Führende Baumeister des Barocks betätigten sich in Schlesien. Fischer von Erlach baute 1722 die Kurfürstencapelle am Breslauer Dom, Kilian Ignaz Dienzenhofer, der dem Prager Barock mit die Signatur gegeben, 1727 die Kirche des Klosters Wahlstatt und Lucas von Hildebrandt lieferte 1727 die Pläne zum Schrayvogelschen Hause in Breslau.

Das glanzvollste Meisterstück monumentaler Barockkunst ist uns in der Breslauer Universität, dem ehemaligen Jesuitenkollegium, erhalten. Eine große Schöpfung deutscher Baukunst, bei der sich Stilelemente der Pözzoschule mit solchen des Wienerischen Barock glücklich mischen. In Verbindung mit der Matthiaskirche und dem 1755 vollendeten Konvikt bildet sie eine Baugruppe von großer Schönheit. Die künstlerischen Mittelpunkte im Innern sind die in vollendeter Werkkunst reich ausgestattete Aula Leopoldina und das Oratorium.

Der umfangreiche Bau fällt in die Regierungszeit des Fürstbischofs Franz Ludwig, eines Oheims des Kaisers Karl VI., dem Schlesien eine wahre Blütezeit deutscher Barockbaukunst verdankt. Neuere Forschungen nennen uns als Architekten der Universität den Pözzoschüler Christoph Tausch (1673—1731), Oberbaurat des Fürstbischofs, und als Ausführenden seiner Pläne den fürstbischöflichen Stadtbaumeister Blasius Peintner. Christoph Tausch, welcher verdient, in die Reihe der ersten deutschen Barockmeister gestellt zu werden, ist auch der Schöpfer des Jesuitenkollegiums, der Bischofsresidenz und des Hospitals in Neisse. Von Blasius Peintner stammt außer einer Reihe anderer bedeutender Bauwerke das köstliche Orphanotropheum auf der Dominsel.

In Neisse, Liegnitz, Sagan und Olaz haben wir Gelegenheit, die umfangreiche Bautätigkeit der Jesuiten zu beobachten und werten zu lernen. Ihre Kollegien und Kirchen schließen sich zu Bildern monumentaler Barockarchitektur voll städtebaulicher Schönheit.

Auch die vom jesuitischen Geiste beseelten Zisterzienser wurden von einem Bauehrgeiz ergriffen, welcher an die große Bauzeit der gotischen Gründerperiode erinnert. In Leubus, Grüssau, Heinrichau, Trebnitz und Wahlstatt entstanden Kloster- und Kirchenbauten, die oft über jeden praktischen Sinn hinausgingen und die als hervorragende Denkmale geschützt werden müssen. Was Leubus vor den anderen Barockklöstern



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Breslau. Universität

auszeichnet, ist, neben seiner unerhörten Gesamtanlage (die Hauptfassade ist 225 m lang), seine aufwandsvolle Ausstattung der Haupträume, Fürstensaal, Refektorium und Bibliothek.

Eine gewisse künstlerische Abhängigkeit von Italien zeigt sich auch im schlesischen Schloßbau. Jedoch werden hier, mehr als beim Kirchenbau, die überlieferten Formen entsprechend verarbeitet. Schloß Groß-Peterwitz 1693 erbaut, zeigt uns, mit welchen dekorativen Mitteln große Wirkungen erreicht wurden.

Im 18. Jahrhundert kommt die inzwischen international gewordene französische Kultur über Wien und Prag nach Schlesien. Es gibt in Schlesien eine Reihe von Schloßanlagen (z. B. Wölfelsdorf, Saabor u. a.), die im Grundriß ähnlich wie die französischen Hotels gestaltet sind. Die meisten Adelsitze sind jedoch vom Wiener oder Prager Barock beeinflusst. Vornehmlich der Hochadel rief damals nach wienerischen Vorbildern kleine Residenzanlagen ins Leben, die mit großem Geschick, unter Anpassung an die jeweilige Situation, gelöst wurden. Klein-Koßenau, Wölfelsdorf und Ekersdorf verdienen als reizvolle barocke Schloßanlagen genannt zu werden.

Der Absicht, eine Siedelung zu gründen und diese in Beziehung zum Schloßbau zu bringen, verdankt Carlsruhe D.-S. sein Entstehen. Es ist keine Stadtgründung, sondern ein großzügig an-

gelegter Fürstensitz von regelmäßiger Gestaltung. Die 1765 erbaute Pfarrkirche mit bemerkenswertem Grundriß und gutem Aufbau steht in der Achse einer vom Schlosse ausgehenden Sternstraße.

Nach dem westfälischen Frieden beginnt der protestantische Kirchenbau in Schlesien eigene Bahnen einzuschlagen. Die Friedenskirchen in Schweidnitz, Jauer und Glogau und die Gnadenkirchen in Hirschberg, Militsch, Landeshut und Sagan sind die ersten Anlagen, die auf die besonderen Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes Rücksicht nehmen.

Auf der Wende vom Barock zum Klassizismus erstreckt dem protestantischen Kirchenbau in Schlesien in Carl Gotthard Langhans eine führende Baumeisterpersönlichkeit. Fußend auf den vorangegangenen Friedens- und Gnadenkirchen hat er, trotz Anlage mehrfacher Emporen meist eindrucksvolle Raumwirkungen zu erreichen verstanden. Die evangelischen Kirchen in Glogau, Groß-Wartenberg, Waldenburg und Reichenbach zählen zu seinen besten Werken. Die Vorliebe für elliptische Raumformen kommt auch bei einigen seiner Profanbauten zum Ausdruck.

Die klassizistische Zeit und damit die letzte Periode einheitlicher Baukultur schließt in Schlesien ab mit dem Bau der alten Börse in Breslau von Langhans dem Jüngeren.

Des Teufels Golem

(Eine Legende)

Von Maria Dedo-Brie, Breslau

In grauer Vorzeit geschah es, daß Gott den Menschen machte aus einem Erdenkloß und blies ihm den lebendigen Odem ein, auf daß der Mensch eine lebendige Seele habe. Der Teufel aber schaute dabei zu, voller verdrießlichem Erstaunen, setzte sich darauf in einem Winkel nieder und formte eine Gestalt aus Ton, der ähnlich, die Gott geschaffen hatte. Danach wollte er sie beleben und blies und blies ihr seinen Atem in die Nase; die Figur jedoch rührte sich nicht. Endlich, da es ihm anders nicht gelang, schrieb der Teufel das Wort „Leben“ auf das Stück eines Palmenblattes und sügte es in den Kopf des Gebildes, dort, wo beim Menschen das Hirn ist, und das Wesen bewegte sich, sprach, aß und handelte. Es war aber ein seltsames und furchtbares Geschöpf, groß und stark, mit starren Augen, und anzusehn wie eine bemalte Mumie oder wie ein Krieger bei wilden Völkern,

der sich mit Ocker und Mennig gefüncht hat, um seine Feinde zu schrecken, — und es hörte auf des Satans Gebot; einen eigenen Willen, ein richtiges Ich hatte es nicht. Doch der Teufel warf sich in die Brust und prahlte: „Ich habe auch einen Menschen geschaffen.“ — „Das ist kein Mensch, das ist nur ein Golem,“ erwiderte lächelnd der Herr. — „Warum soll das kein Mensch sein?“ antwortete der Widersacher. „Geht und steht er nicht, hört und spricht er nicht, trinkt und isst er nicht, genau wie dein Mensch?“ — „Weil ihm die unsterbliche Seele fehlt.“ Und Gott legte seine Hand an das Gebilde. Da zerbröckelte es, und war nichts an ihm zu finden als Staub und Lehm; keine Seele blieb übrig. —

Grollend ging der Satan hin und belauerte fortan die Menschen. Er trachtete danach, sie zu verführen; denn, weil er selber nichts schaffen



Schloß Groß-Peterwitz. Erbaut 1693 durch die Gräfin Colonna
Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

konnte, so wollte er Gott wenigstens seine Geschöpfe entwenden. Er fürchtete, daß sonst sein Gefolge zu klein wäre, wenn es dereinst zum Endkampfe um die Herrschaft käme. Und dieses Menschenvolk verdroß ihn fast noch mehr als

die Engel, drohte es doch im Laufe der Jahrtausende ein unzählbares, neues Heer im Dienste Gottes zu werden. Darum nahte seit Adams und Evas Zeiten allen Menschen der Feind.

Dennoch, so viele sich auch von ihm verleiten ließen, mußte er es erfahren, daß sich die meisten nach Gott sehnten und ihn suchten und auch nach bösen Taten und schlimmer Entfremdung sich ihm wieder zuwandten. Immer blieb Gott für sie der allmächtige Herr, den man anbeten muß, und der Satan erschien ihnen als Versucher und Verderber.

Einmal, nach vielen hundert

Jahren, kam der Böse auf einen neuen Gedanken. „Man mußte nur diese unnütze eigene Seele, die er von Gott hat, und die immer zu ihm zurückwill, wegnehmen oder einsperren oder unschädlich machen,“ sagte er sich, „dann würde der Mensch einen brauchbaren Gefolgsmann abgeben, — so eine Art Golem, nur besser als der erste. Und

eine Rache wär's an dem Alten, seinen Menschen, auf den er sich so viel einbildet, zum Golem zu machen!“ — Er malte sich aus, wie er in den Beraubten seinen Willen hineinstrahlen würde und ihn dadurch lenken. Wie bei einer Maschine

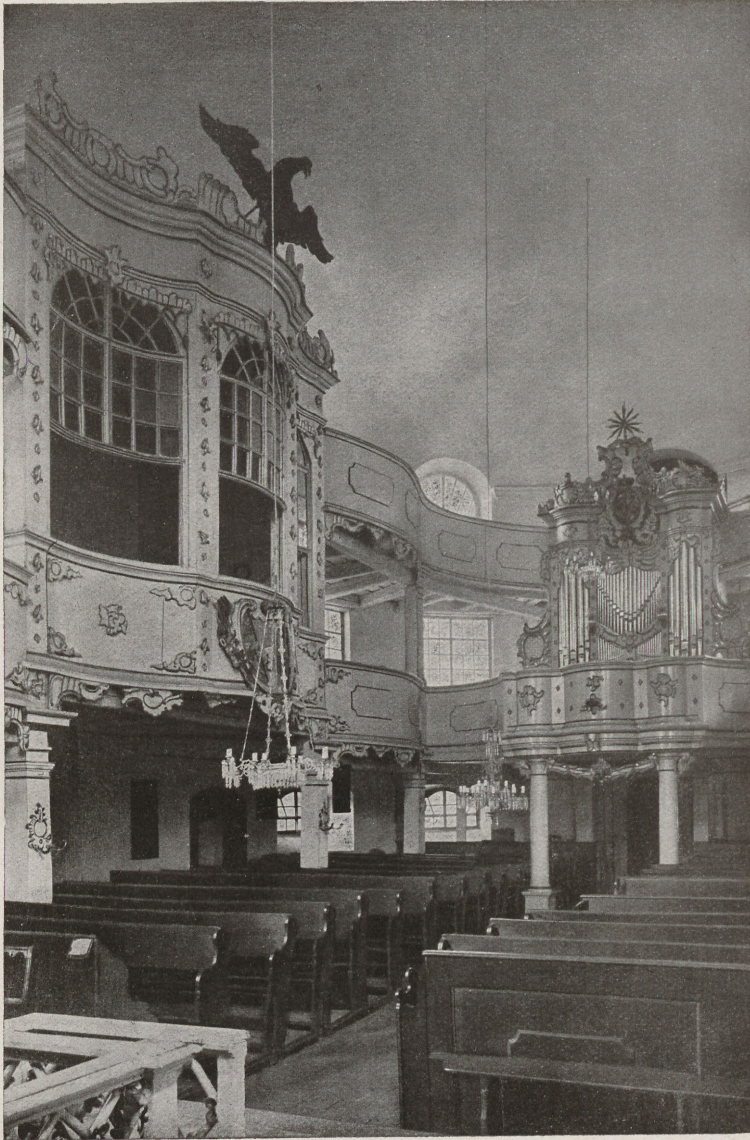
stellte er sich's vor, wo man ein Rad herausnimmt und ein neues, vollkommeneres dafür einsetzt, damit sie doppelte Arbeit tut. — Er beschloß, den Versuch zu wagen.

Es ging ein Mann über die Heide, die rot in Blüten stand. Die Sonne brannte. Die Luft flimmerte.

Vereinzelte Birken und Kiefern warfen kurze, spärliche Schatten. Mittagsruhe, Mittagsglast umfingen den Wanderer. Er wurde müde; der Schweiß troff ihm von der Stirn.

Sein Fuß verfrickte sich im Wachholder- und Ginstergebüsch, als wären es Fußangeln. Er fiel. Ein heftiger

Schmerz durchzuckte ihn. Ihm war, als durchbohre ihn ein spitzer Pfeil und nagele ihn am Erdboden fest. Er konnte sich aus seiner halbknienenden Stellung nicht erheben, konnte weder Kopf noch Hand rühren. Ein schwerer Bann lag auf ihm, ein Grauen, wie sonst nur der Tod es kennt. Vor ihm stand einer, den er noch nie gesehen hatte. Er



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart
Carlsruhe (D.-Schl.). Die evangelische Pfarrkirche. 1765—1775
Blick nach der Orgelempore

war groß und hatte kalte, durchdringende Augen, Augen wie blaue Flammen. Der Mensch wußte, das war der Teufel. Er wand sich unter seinem Blick; er flehte: „Seid barmherzig, Herr Satan, laßt mich los.“ — Aber der Böse sprach: „Du sollst mein Golem sein.“ Daß fühle der Mensch, daß er nun tun mußte, was der Teufel ihn hieß, und daß er keinen eigenen Willen mehr habe. — „Wo kommst du her?“ fragte der Satan. — „Aus der großen Stadt am Meer, wo die Schiffe im Hafen liegen und die Kaufleute mit allen Gütern der Welt handeln.“ — „Du wirst mit mir dahin zurückkehren.“

Gleich stand ein Wagen da mit Kutscher und Pferden.

„Steige auf den Bock,“ befahl der Satan. — Der Mensch aber bäumte sich noch einmal auf und schrie:

„Nein! Ich will nicht dein Golem sein!“ — Der Teufel

antwortete nicht, sondern wies nur gebieterisch auf den Wagen, und eine solche Gewalt war in seiner Gebärde und in seinem Blick, daß der Mensch zitternd gehorchte. Da saß er nun mit gekreuzten Armen auf dem Bock als des Satans Diener.

Mit Windeseile kaufte die Kutsche davon, der Staub wirbelte, und bald hielten sie vor dem

vornehmsten Gasthof der Stadt. Der Teufel ward dort empfangen und gehalten als ein reicher, hochgeborener Herr, und der Mensch mußte ihm dienen als sein willfähriger Knecht. Wohl haßte er seinen Meister mit einem hinterhältigen, immer

empörungsbereiten Haß; jedoch in dem bloßen Befehl und Wort des Satans lag eine so bezwingende Macht, daß er durch sie wie eine Puppe am Draht gelenkt wurde. Er putzte seinem Herrn die Schuhe und bürstete seine Kleider, er machte Botengänge für ihn, wartete ihm bei der Tafel auf, führte Besuch herein oder wies ihn ab. — Einmal sagte der Satan zu ihm: Geh nach dem äußersten Ende des Hafens. Dort liegt ein einsames Schiff an der Mole. Kletter hinauf und stoße das Bullauge ein. — Und der Mensch ging hin und stieß das Bull-



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Carlsruhe (D.-Schl.). Die evangelische Pfarrkirche. 1765—1775
Äußere Ansicht

auge ein. — Ein andermal sandte ihn der Teufel auf ein großes Bauerngut und ließ ihn dort eine volle Scheuer in Brand stecken. Als nun die Flammen gen Himmel schlugen und die feurigen Körner durch die Luft spritzten, stand der Bauer unter der Haustür, tobte wie ein Besessener und stieß gottesläster-

liche Flüche aus. Sein Weib aber räffelte erbittert, welcher Neider oder Rachsüchtige ihnen die reiche Ernte angezündet habe. Und ward von diesem Tage an das ganze Dorf durchscheitert von Argwohn und Haß und schlimmer Nachrede, also daß Raufereien, Streit und Prozesse nicht mehr abriffen. — Noch manches andere mußte der Mensch verrichten. Oft bekam er Befehle, deren Sinn und Zweck er nicht verstand. Er ahnte wohl dunkel, daß dann in eine Menschenseele Böses gesät oder irgend ein Unheil angebahnt werden sollte; aber er kümmerte sich nicht darum, was etwa aus seinen Taten entstand. Er fühlte sich nicht verantwortlich, er empfand keine Reue; es war ja alles nicht seine Schuld. Mehr und mehr versank er in den Schlaf der Gewöhnung. Er wurde zum gedankenlosen Werkzeug in der Hand des Bösen.

Einmal hatte er mit seinem Herrn eine gelehrte Disputation mitgemacht. Der Teufel war da als Opponent aufgetreten; er hatte den Saß verfochten, daß der Mensch kein Ich habe, und hatte durch seine glänzende Rednergabe ein gewaltiges Aufsehn erregt. Man hatte ihn und seinen Begleiter zum nachfolgenden Festschmause und Trinkgelage geladen. Erst in fahler Morgenfrühe kehrten die beiden heim. Da begegneten sie einem Zug von Menschen, die einen zum Tode Verurteilten zur Richtstätte geleiteten. Der Verbrecher wurde auf einem Karren hinausgeführt. Er stierte stumpfsinnig vor sich hin; neben ihm saß der Scharfrichter. Auf einmal fuhr er aus seinem Brüten auf und gewahrte des Satans hämisch glühenden Blick. Da hob er die geballte Faust, an der die Ketten klirrten, und brüllte: „Du Erzbösewicht, du Teufel, du Satan, sei verflucht! Du bist allein an meinem Unglück schuld. Du hast die Goldgier in meiner Seele geschürt, bis ich meinen Bruder um seines Erbteils willen getötet habe. Mein Blut über dich! Mein Fluch über dich! du Satan!“ —

Der Mensch hörte das und entsetzte sich. Ein Grauen packte und schüttelte ihn. Er dachte: „Um Gotteswillen! Wenn ich nun auch meinen Bruder oder meine Mutter ermordete, weil Er es will! Ich muß ja alles tun, was er mir gebietet. Ich habe ja keine Wahl; ich bin der Golem des Satans. Ich bin ein lebendiger Leichnam, den Er regiert. Ich bin ein Hampelmann, den Er am Schnürchen lenkt. Ich bin nicht mehr ich. Er muß mir irgend etwas herausgenommen oder herausgebroschen haben, was mir nun fehlt. Wenn ich nur wüßte, was! — Ich glaube, er weiß, was ich denke, und er

freut sich, wenn ich inwendig schreie: „Ich will nicht dein Golem sein!“ Er vergnügt sich an meinem Gezappel wie grausame Knaben, die einen Hund necken und quälen. — Aber wenn Er mich nun zwingt, meinen Bruder oder meine Mutter zu ermorden! — Sie werden mich zwar nicht hinrichten; — ich habe es schon gemerkt, der Satan und ich sind nicht zu fassen. Jedoch, daß ich Ubeles tun muß, und es kommt nicht einmal aus mir!“ — Und der Mensch begann zu grübeln und sann Tag um Tag, wie er sich aus der Knechtschaft befreien könne.

Doch er fand nichts, und eine ohnmächtige Wut erfüllte ihn, daß der Satan Gewalt hatte, ihn zu brauchen. Da wandte er sich im Traum der Nacht an seinen Schutzgeist und flehte: „Hilf mir! Ich bin des Satans Golem geworden. Ich bin kein Mensch mehr; ich bin nichts als ein Gerät in seiner Hand. Aber im Geheimen, ganz verschwiegen, dürste ich noch nach Freiheit. Ich will loskommen. Es muß doch möglich sein! Irgend etwas hat er aus mir herausgenommen oder herausgebroschen, damals auf der Heide, als mich sein Pfeil durchbohrte. Wenn ich das wiederfände, wäre ich gerettet.“ — Und eine Stimme antwortete ihm: „Er hat deine Seele geraubt. Jedoch du kannst sie wiedergewinnen. Du mußt nur das Blatt aus seiner Briefftasche nehmen, auf dem dein Name steht.“

Von da ab lauerte der Mensch darauf, daß er einmal ungestört des Teufels Briefftasche durchsuchen könnte. Jedoch der Satan war vorsichtig, und sein Knecht fürchtete sich vor ihm, und wenn er sein Vorhaben erwog, so setzte sein Herzschlag aus und wurde ihm schwarz vor den Augen vor lauter Angst. Endlich aber traf es sich, daß ihn der Teufel mitnahm zu einem reichen Handelsherrn, als er den in der Maske eines Geschäftsfreundes besuchte. Und während er den Großkaufmann lästern machte nach neuen Schätzen, ihn aufstachelte zu unerhörten, kühnen Unternehmungen und einen Plan vor ihm entrollte, wie er seine Nebenbuhler vom Markte verdrängen könne, wandte er seinem Golem den Rücken. Als der seines Meisters Blick nicht auf sich ruhen fühlte, faßte er Mut. Er schlich sich an den Tisch heran, auf dem die Briefftasche voll Papieren und Berechnungen lag. Es war, als ob der Teufel blind und taub geworden sei in seiner Eier, den Kaufmann zu verführen. Hastig, mit fliegenden Fingern durchwühlte der Golem die lederne Tasche und fand den Zettel mit seinem Namen. Da ward er augenblicklich frei von des Satans Herrschaft. Er entwich aus

dem Zimmer, ungehindert, und trat hinaus auf die Straße. Er reckte sich und atmete tief: Er hatte seinen Willen wieder. Aus dem Golem war wieder ein Mensch geworden.

Der Teufel aber hat es seitdem nicht aufgegeben, den Menschen, wenn er kann, die Seele zu stehlen, und es gibt sogar Leute, die sie ihm verkaufen.

Einhart der Lächler

Ein Wort für Carl Hauptmann

Carl Hauptmanns bedeutendster Roman „Einhart der Lächler“ ist in einer einbändigen Volksausgabe (bei Kurt Wolff in Leipzig) erschienen.

Die Gelegenheit darf nicht vorübergehen, ohne daß von neuem auf dieses Buch eines unserer reichsten Dichter hingewiesen wird. Denn es liegen in ihm Werte geborgen, die noch nicht erkannt sind, und die es gerade der kommenden Generation teuer machen müssen. Nicht die literarischen Werte eines neuen Stils, der Gedanken und seine Aussprache in eins schließt, nicht die impressionistische Technik des Romans, auch nicht die Fülle der dichterischen Gesichte sind gemeint; es handelt sich um den Glauben dieses Buches, zu dem es überzeugt: den Glauben an die menschliche Seele, ihre Tiefe, ihren Reichtum, ihre Schöpferkraft.

Wenn die Anzeichen dieser Tage nicht trügen, wird der Mensch im kommenden Zeitalter das

Leben höher einstellen als in der Zeit vor dem Kriege, weil er unter dem Erlebnis unerhörter Vernichtung gestanden hat. Wir werden zu Büchern greifen, die vom Glauben an das Leben erfüllt sind, die nicht die Welt fliehen, sondern sie bejahen, die an die schöpferische Kraft der Menschenseele die höchsten Forderungen stellen. Ein solches Buch ist der Einhart. Der Lebensroman eines Künstlers unserer Zeit. Ein Entwicklungsroman, der in noch stärkerem Maße als frühere Romane dieser Art, etwa „Wilhelm

Meister“ oder „Der grüne Heinrich“ das Schwergewicht auf die seelische Entfaltung seines Helden legt. Indem er die Schilderung der

Gesellschaft wie die Zeichnung der zufälligen materiellen Wirklichkeit durchaus vernachlässigt, sie nur als Hintergrund verwendet oder sie in den Menschen spiegelt, kann er die Gestalt Einharts um so freier sich bewegen lassen. Es ist so dem Dichter das gelungen, was rein künstlerisch vielleicht am höchsten an diesem Buche einzustellen ist: die Anwendung einer Form, die den Inhalt der Wirklichkeit fast auflöst (weil hier alles auf das „Wie“ des Schauens ankommt!). Wie sieht Einhart die Welt? Als eine im tiefsten Sinne Goethe wahlverwandte Natur. In seinem Künstlertum auf die Erschauung und Gestaltung seiner Gesichte beschränkt, geht ihm die Universalität Goethes ab, der Künstler, Forscher und Werkschaffender in einem war. Das Rätsel



Aus „Alt-Schlesien.“ Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart

Rosenberg (D.-Schl.) Rathaus
Erbaut 1820

seiner problematischen Persönlichkeit ist das gleiche, das für Goethe gilt, und das Simmel in die Form gefaßt hat: „Er hat jeden eigengesetzlichen Sachgehalt durch die Tatsache, daß er ihn erlebte, so von innen her geformt, als wäre er aus der Einheit dieses Lebens selbst geboren.“ Darum sind alle Erlebnisse Einharts — auch die der Liebe — nicht Zufälle, nicht Abenteuer, denen er unterliegt, vielmehr sind sie oder werden zu fördernden Notwendigkeiten seiner inneren Entwicklung. Seine Handlungen,

unbewußt instinktiver Sicherheit wie einer inneren Stimme gehorchend entsprungen, niemals aber von einem gesehten „Zwecke“ abgelenkt, führen ihn immer reicher zu sich selbst. Er hat jenen Egoismus der Einsamkeit, den nur Genies oder Weise ihr Eigen nennen und der im Grunde höchste Menschenliebe ist. Und er trägt dabei jene „Glückseligkeit“ des Schaffens in sich, die nach Spinoza nicht „virtutis præmium“ sondern „virtus ipsa“ ist. —

Die Entwicklung Einharts hat Carl Hauptmann in fünf Büchern gezeichnet. Die ersten beiden Bücher des Romans können „Der junge Einhart“ überschrieben werden, das dritte und vierte „Der gereifte Einhart“, das letzte „Der alte Einhart“. In der äußeren Abgrenzung führt er von der Schulbank bis zum Tode seines Helden. Ich liebe diesen Lächler Einhart in allen Entwicklungsstufen wie den Tag in den Tageszeiten; denn er hat die völlige Naturnähe des „Erdigwahrhaftigen“ (die auch das schönste Gut des Dichters Carl Hauptmann ist). Seine Sprache kommt nicht mit aalglatten Worten, sie stammelt oft Sachen und Erlebnisse, doch „mit der ganzen echten Sinnenkraft, die beglücken kann in jedem Dinge“. Es ist unmöglich, an dieser Stelle die Bedeutung des Stiles, den Carl Hauptmann ausgebildet hat, zu würdigen, oder auf die Fülle der Gedanken und dichterischen Betrachtungen, die dieses Buch in sich trägt, einzugehen, nur das soll gesagt sein: Man hat Carl Hauptmanns Stil nicht erfasst, wenn man ihn wie Kellers fließenden Erzählerstil in sich aufnimmt, man muß Rhythmus und Melodie des Satzes auf sich wirken lassen, bevor man dem Wortsinne nachgeht. Denn dieser Stil ist der Gedanke und die Seelenbewegung selbst; er hat nicht die kunstvolle Kontrapunktik der Meister, mehr die Ungebundenheit der Zigeunermusik oder Anton Bruckners.

Ich bin der Überzeugung, daß der Einhart seinen besonderen Wert für den Wachsenden hat. Dieser Einhart ist ein gar nicht Alltäglicher, der seine eigenen Wege geht, schon als Schüler. Er wird daher von Eltern und Lehrern nicht verstanden. Der Aufwachsene wird in seinem Wollen und Schaffen von den meisten Menschen verkannt und erfährt nicht die hingebende Freundschaft Gleichgesinnter. Dennoch findet der Einsame durch alle inneren Zweifel hindurch immer wieder den Weg zurück. Weil er den Glauben an das Leben und seine Mission hat. Und weil „die Flamme der unstillen Sucht nach tiefem Leben ewig dabei zuckte und die Flamme der harten Verachtung alles kleinen Getriebes nach Ehren“, erreicht er die Erfüllungen seines Sehns. So daß sein Grabspruch lauten sollte:

„Denn jede Träne, die dem Auge entquillt,
macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt.
Doch jedes Mal, wenn du fröhlich bist,
mein Sarg voll duftender Rosen ist.“

Der „Einhart“ ist dem, der in seine Seele gedrungen ist, Gefährte durch das Leben.

Erich Marcus

Wir haben in Carl Hauptmann einen treuen Freund unserer Arbeit und Zeitschrift verloren. Noch im Januar schrieb mir der Dichter aus Mittelschreiberhau: So gern ich Ihnen hülfe, so hilflos bin ich. Diesen Winter muß ich noch ohne Arbeit sein. Ich liege beständig und darf geistige Arbeiten augenblicklich noch nicht unternehmen. Erst das kommende Frühjahr soll mich soweit arbeitsfähig machen, daß ich wieder mittun kann.

Frohes Jahr! Möchte es für Ihre Arbeit ein Frühling von Gottes Gnaden sein. Ihr aufrichtig ergebener Carl Hauptmann. Schriftlgt.

Von jedem Herzen . . .

Von jedem Herzen spinnt ein feiner Faden
sich hin zu Gott, — oft lose, lang' erschlaft, —
bei andern durch ein Leidgewicht gestrafft,
und manche wissen nicht, woran sie hangen
und brüsten sich mit eigner, freier Kraft.

Doch wer zu dem Entfernten je gegangen
in heißbemühter, harter Wanderschaft,
der hielt das Garn in seiner Sucherhand
und tastet' sich an ihm durch dunkle Krümmen,
bis er den großen Schicksalsknüpfel fand.

Maria Brie, Breslau



Rundschau

Schlesien als deutsches Land

Von Kurt Prescher, Breslau.

Wenn wir Schlesier jetzt auf der Fahrt nach Oberschlesien in Opatowitz französische Soldaten, mit aufgepflanztem Bajonett inmitten der waffenlosen Menge posierend, die Grenzlinie des Abstimmungsgebietes kennzeichnen sehen, so durchzuckt uns mit dem Schmerze, daß es so tief bergab mit Deutschland gehen mußte, das heiße Gefühl: diese Grenzlinie, die der Feind in unserem Lande aufrichtet, ist eine künstliche, die das schlesische Volk nicht auseinanderreißt, sondern noch mehr binden wird. Das schlesische Volk — gibt es ein solches? oder gibt es nur eine deutsche und eine polnische Teilbevölkerung? Wenig hat man in ruhigen Zeiten von einem schlesischen Volke gesprochen. Der Schlesier liebt es nicht, von sich selbst oder seinem Volkstum viele Worte zu machen oder gar den bewußten Partikularismus oder Nationalismus herauszukehren. Seiner Eigenart im Innern sich bewußt, handelt er und läßt er andere handeln mehr aus dem gemüthlichen Grundsatz heraus: leben und leben, jeden nach seiner Fassung selig werden zu lassen. Und doch hat es, seitdem Schlesien in die Geschichte eingetreten ist, ein schlesisches Gesamtbewußtsein, wenn auch manchmal nur im Unterbewußtsein des Volkes dämmernd, gegeben, über alle politischen oder religiösen Zerreißen des Landes hinweg. Nicht nur, wenn in großen Augenblicken unserer Geschichte sich die Blicke Deutschlands und der Welt auf unser Heimatland richteten, wie im Jahre 1813, sondern in der Ausbildung von Sprache und Sitte, Rechtsanschauung und wirtschaftlicher Entwicklung, in der Einwirkung von Kunst und Literatur zeigt sich das gemeinsame Stammesgefühl des schlesischen Volkes.

Und dieses schlesische Gemeingefühl ist von je her erwachsen auf dem tieferen Gemeingefühle, ein lebendiger Zweig des deutschen Volkes zu sein, ebenbürtig den Franken, Schwaben, Sachsen, Friesen und anderen Stämmen, die in ihrer Stammeseigenart zusammen die Träger des deutschen Nationalgefühls waren. Waren es doch gerade diese alten deutsche Stämme, die im 12. und 13. Jahrhundert in der Besiedlung des ostelbischen Deutschlands, der größten kolonialisatorischen Tat, die Deutschland je vollbracht hat, auch Schlesien mit einem Neße von städtischen und Dorfsiedelungen überzogen, wirtschaftlich und kulturell befruchtet von der Kulturarbeit deutscher Zisterzienser- und anderer Ordensniederlassungen. Zu deutschem Rechte wurden die neuen Städte, die meist den alten Handelsstraßen folgten, errichtet, so 1254 auch in der Herrschaft Beuthen; deutsche Fürstentöchter zogen deutsche Baumeister, Handwerker, Gelehrte mit in das Neuland. Deutsche Bergleute be-

gannen im 12. Jahrhundert den Blei- und Silberbergbau auch in Oberschlesien wie in den Bergen des Riesengebirges. Seit 1163 finden wir Schlesien unter dem Schutze der deutschen Kaiser als Lehnsherren, und 1339 erkennt König Kasimir von Polen die Unabhängigkeit Schlesiens von Polen an. Die deutschen Siedler verschmolzen sich friedlich mit der slavischen Urbevölkerung, und es entwickelte sich der schlesische Stammestypus, der im Kern deutsch, zuverlässig, arbeitssam, gutmütig, mit leisen slavischen Charakterbeigaben gemischt ist; etwas von der slavischen fantasievollen Leichtlebigkeit und Schmiegsamkeit, aber auch von der Weichheit und der Neigung zu mystischer Verinnerlichung. Eine eigene Mundart, deren bedeutendster Dichter Holtei auch über Schlesien hinaus bekannt ist, betonte die selbständige Entwicklung eines schlesischen Volkstums, während der Sagen- und Märchenschatz Schlesiens seine gemeinsame Wurzel mit dem Urbesitze des deutschen Volkes an Sagen und Märchen nicht verleugnete.

Mit der deutschen Besiedlung wurde Schlesien auch dauernd mit deutscher Kunst- und Geistesentwicklung verknüpft. Gotik und Barock treten in Schlesiens Bauten besonders hervor. Das Breslauer Rathaus mit der Pracht seiner Giebel und Erker, die gotischen Backsteinkirchen in Breslau, Görlitz, Neiße und zahllosen anderen Städten und Dörfern lassen den engen Zusammenhang schlesischer und deutscher Kunstentwicklung sehen; das Brieger Rathaus und die feine Görlitzer Rathausstreppe gehören zu den weniger zahlreichen Zeugen der Einwirkung der Renaissance; die Breslauer Universität mit der Matthiaskirche, das leider viel zu wenig gekannte Kloster Grüssau, Kloster Leubus sind nur wenige Beispiele des in Schlesien glänzend vertretenen Barockstils. Die Bildhauer und Maler, die Schlesien dem Volke geschenkt hat, aufzuführen, verbietet der enge Raum; nur der Name Adolf Menzel soll nicht verschwiegen bleiben.

Schlesiens Anteil an der deutschen Literatur beginnt bald mit der deutschen Besiedlung. Von dem Minnesinger Herzog Heinrich von Breslau geht ein ununterbrochener Strom deutscher Dichtung in Schlesien, oftmals neue Bahnen zeigend. Martin Opitz, Gryphius, Friedrich von Logau, Eichendorff, Gustav Freytag, Gerhard Hauptmann, um nur einige Namen zu nennen. Deutsche Wissenschaft findet seit 200 Jahren in der Breslauer Universität ihren Mittelpunkt in Schlesien.

Nicht nur der geschichtliche Zusammenhang, sondern vor allem auch sein geographischer Aufbau weisen Schlesien auf eine einheitliche Zusammenfassung und auf seine Bestimmung als Mittler zwischen Ost- und Mitteleuropa. Bestimmend ist der Lauf der Oder, die die ganze

Länge des Landes durchzieht; die ihr zufließenden Nebenflüsse binden die Landstriche zwischen den Sudeten auf der linken, zwischen dem polnisch-schlesischen Landrücken auf dem rechten Ufer an die Mittellinie des Oberstromes; das ganze Flußsystem weist nach Deutschland. Dieser Lage folgten schon in vorgeschichtlicher Zeit die Handelswege, wie die zahlreichen Funde beweisen. Dem Oderlaufe folgte der römische Händler, den gesuchten Bernstein der Ostseeküste gegen die verfeinerten Geräte und Schmucksachen der antiken Welt eintauschend. Schlesiens Hauptstadt Breslau wurde im Mittelalter der Mittelpunkt der Verkehrswege zwischen Deutschland und dem Orient, zwischen Danzig und Venedig. Jetzt trägt die Oder die Erzeugnisse des ober-schlesischen Bergbaus und der Hüttenindustrie, der Steinbrüche und der schlesischen Wälder nach dem mittleren Deutschland und nach dem Meere. Verhängnisvoll für den Ausbau dieser noch viel höher ausnützbareren Wasserstraße wäre es, wenn Oberschlesien unter eine polnische Regierung käme, deren Unfähigkeit die völlige Verwahrlosung der Weichsel zeigt, obwohl dieser Strom für Polen dieselbe Bedeutung gewonnen haben müßte wie die Oder für Schlesien. Der geographischen Lage folgend weist auch das ganze Eisenbahnetz Schlesiens zunächst zusammenlaufend nach Breslau und von dort nach Berlin und Sachsen. In Breslau liefen schon Jahrhunderte lang die Handelswege des europäischen Ostens und Südostens zusammen; sein Wollmarkt war für den deutschen Osten bestimmend. Auch jetzt bereitet es sich für eine neue große Entwicklung vor, sobald die osteuropäischen Wirren sich geklärt haben.

Wenn aber etwas den inneren Zusammenhang und die Einheit Schlesiens mit Deutschland beweist, so ist es die Entwicklung seiner Industrie, besonders in Oberschlesien. Schon oben sahen wir, daß deutsche Bergleute vor 700 Jahren den Bergbau nach Oberschlesien trugen; die gewaltige Entwicklung der dortigen Industrie aber datiert seit der preußischen Herrschaft 1798 baute Wedding den ersten Kokshochofen des Kontinents. Um 1800 lief die erste Dampfmaschine; die Kohlenförderung stieg von 186 000 To. im Jahre 1800 auf 50 000 000 To. im Jahre 1913, die Bevölkerungszahl von 1 942 000 im Jahre 1816 auf 5½ Millionen.

Was in Oberschlesien eine fleißige Arbeiterschaft dem Boden abgerungen hat, ist geschaffen unter Führung deutscher Intelligenz und Technik. Unbegreiflich erscheint es schon dem Fremden, der diese gewaltige Anhäufung von Gruben und Hüttenwerken, diesen Wald von Schornsteinen und Förderkürmen bestaunt, daß alles dies die Beute eines Landes werden sollte, das nichts Ähnliches je hat hervorbringen können, obwohl das Kohlen- und Erzvorkommen Polens allein ausreichen würde, um alle Bedürfnisse Polens und seines Ausfuhrhandels zu befriedigen. Lehrreich ist ein Blick auf der Grenzbrücke über die Przemsa bei Myslowitz. Aus der wohlangebauten, gepflegten Stadt sieht man hinüber nach dem schmutzigen verwahrlosten

Dorfe Modrznów auf öder steppenartiger Landschaft, ein Bild trostloser Verwahrlosung; man hat das Gefühl: am anderen Ufer beginnt Asien. Das Gleiche zeigt sich dem Besucher, der aus dem eleganten Kattowitz nach Sosnowice oder Czenstochau kommt. Hier deutsche Sauberkeit und Ordnung, geleitet von zielstrebender Intelligenz, dort Verwahrlosung, Schmutz und Desorganisation. Wie die Wirtschaft, so sind auch Charakter, Sprache und Sitte des Oberschlesiers polnischer Zunge verschieden von den Nationalpolen. Scharf und dem Polen jenseits der Grenze schwer verständlich scheidet sich die Sprache des polnischen Oberschlesiers, das sogenannte Wasserpolnisch, von der polnischen Sprache. Niemals hat die polnische Mundart der Oberschlesier ein Hindernis für das einheitliche Volkstum Schlesiens gebildet.

Fragt man nun: Wie stellt sich dieses schlesische Volk zu den Bestrebungen im eigenen Lande nach der verwaltungsmäßigen Trennung in zwei Provinzen, nach Bildung eines eigenen Bundesstaates Oberschlesien oder nach noch weiterer Absonderung? Die Antwort kann nur dahin gehen: Ohne die Fehler früherer Regierungen in der Behandlung der polnisch sprechenden Bevölkerung wäre auch in Oberschlesien nie eine Bewegung nach Absonderung entstanden. Nicht das Verlangen, sich von Schlesien zu trennen, sondern der verkehrten Behandlung der Zentralregierung zu entgehen, hat, oft nach langem innerem Widerstreben, einen Teil der ober-schlesischen Führer dazu gebracht. Hätte man dem berechtigten Verlangen der polnisch sprechenden Teile der ober-schlesischen Bevölkerung nach Religionsunterricht und Predigt in der Muttersprache nachgegeben, hätte man statt der landfremden Beamten aller Verwaltungszweige, die zum Teile Oberschlesien nur als Verbannungsort oder Sprungbrett betrachteten und keine Fühlung mit der Bevölkerung gewannen, den eingeborenen und katholischen Oberschlesier nicht aus Mißtrauen von Verwaltung und Rechtspflege ferngehalten, so wäre das Mißtrauen gegen die preußische Staatsverwaltung nicht in so weiten Kreisen eingewurzelt. Freudig trennt sich schon kein Oberschlesier in einer eigenen Provinz von Niederschlesien, aber weite Schichten der katholischen und polnisch sprechenden Bevölkerung glaubten keinen anderen Ausweg zur Wahrung ihrer völkischen Eigenart gegenüber Berlin zu sehen. Eine national-polnische Bewegung gab es noch vor wenigen Jahrzehnten in Schlesien nicht; sie ist von außen hineingetragen worden, durch skrupellose Agitatoren genährt, durch verkehrte Maßnahmen der preußischen Verwaltung leider gefördert. Aber der Höhepunkt ihrer Wirkung scheint überschritten. Die Gewährung der eigenen Provinz, die in Aussicht stehende Erweiterung der provinziellen Selbstverwaltung haben ihre Wirkung im deutschen Sinne schon getan. Ausschlaggebend werden wirtschaftliche Erwägungen sein. Immer tiefer dringt auch in die breite Masse der Landbevölkerung die Kenntnis der trostlosen Wirtschaftslage Polens. Der Bauer

glaubt nicht mehr an die berühmte Ruh, die Korsanty jedem für Polen stimmenden Oberschlesier versprach. Der einsichtige Arbeiter weiß, daß die ober-schlesische Industrie für Polen ein Ausbeutungsgegenstand sein würde, daß eine Zollgrenze gegen Deutschland sie ruinieren würde, daß er Gefahr läuft, die Segnungen der sozialen Gesetzgebung bei Polen zu verlieren.

Die jetzt durch eine freiere Gesetzgebung und durch die bevorstehende Erweiterung der provinziellen Selbstverwaltung ermöglichte Berücksichtigung der besonderen ober-schlesischen Eigenarten in Sprache und Religionsübung, in Verwaltung und Rechtspflege wird den Oberschlesiern die beruhigende Sicherheit geben, daß sie ihr Volkstum im deutschen Vaterlande als Oberschlesier und Schlesier ungestört bewahren können. Wenn auch alle Oberschlesier im Deutschen Reiche ihre Pflicht bei der Abstimmung tun, können wir dem Ergebnisse gefrost entgegensehen. Dann wird Schlesien, wenn auch nicht mehr in einer Provinz zusammengefaßt, zeigen, daß schlesisches Volk und deutsches Volk, schlesisches Land und deutsches Land eins sind und bleiben wollen!

Hermann Stehr, der Erzähler

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Die schlesische Dichtkunst, deren Ursprünge im 13. Jahrhundert liegen und die im Auf und Ab des literarischen Gewoges dreimal tonangebend für die gesamte deutschsprachige Welt war, ist mit ihren wirksamsten Schöpfungen eine Macht offenbarster Gegensätze. Und immer war sie es. Einerseits allein und brünstig-treu Heimatwurzeln treibend, andererseits über die stammesstümliche und landschaftliche Gebundenheit, ohne die ausschließliche Heimatsfühlung, hinausdrängend. Dort ohne Zwang zur Ideentiefe und Formgröße, meist schnurrentroh und lokalliterarisch, sich an der Oberflächentat ausgebend, hier wühlend im gedanklich Belastenden, Verborgenen und Neulandtragenden. Während dann jenseits der Großstrebigkeit ungekrübbte Luft, den flachen, landschaftlich weniger eindrucksvollen Teil Schlesiens menschlich kennzeichnend, vorwaltete und unzählige „poetische“ Schossen bescheidener „Gemittlichkeet“ trieb und treibt, wälzt diesseits, gleichsam die Wucht und Verträumtheit der schlesischen Bergwalle verkörpernd, der ernste, oft düstere Grübelsinn schwere Stimmungs- und Sinnblöcke vor sich her. Kennzeichnend für diesen und seine Hochwirkungen sind in der Gegenwart die drei großen Kernschlesier Gerhart Hauptmann, Karl Hauptmann und Hermann Stehr, die jeder für sich einen Gipfelpunkt nicht lokaleng geketteter schlesischer Dramatik, Lyrik und Epik bedeuten. In der Reihenfolge, wie sie hier genannt sind, schaffen sie als bezeichnende Hauptvertreter der drei schönliterarischen Tatgebiete. Und weitgehend — sofern man nur an die Mittel- und Oberschicht der Kunstempfangenden denkt — ist der Eindruck ihrer Poetenleistungen. Am schwersten von ihnen hatte bislang noch Hermann Stehr, der

Epiker, um einen Erfolg seiner Kunst bei einer größeren Leserschaft zu ringen. Und das ist uns nicht verwunderlich. Denn wenn man bei ihm von Eigenwilligkeit reden soll — die ja keinem der wahrhaft Starken mangelt — so muß man betonen, daß er davon das denkbar vollste Maß besitzt. Immer geht er in seinen Roman- und Erzählungswerken die neuen Pfade persönlicher Erfassung, und wie keiner deutlicher, scheut er alles, was einer Konzession an das Massenbegehren und den Durchschnittslesergeschmack gleichkommt oder ihr auch nur ähnlich sieht. In starrer Urwüchsigkeit baut er die seltenen Schicksalsgefüge, die sein charakterfestes Talent ihn bauen heißt, und wandelt er mit unverrückbarer, gewissenhaftester Spürsinnigkeit durch seine abseitigen Schatzgräbergründe. Zäh wie die fels-umkrallenden Fichtenwurzeln seiner slavisch-schweremütigen schlesischen Bergwelt, deren typischer Sprößling und Offenbarer er ist, saugt sich seine Sucher- und Ergründerseele an den Problemhärten fest, die sie zu bezwingen sucht. Und nie mit einem Versagen seiner psychischen Ringernatur, nie mit einem Abbröckeln des großkörperig Gepackten. Einmal an einen Problemkoloß angeschmiegt und bohrend nach seinem Innern fühlend, zwingt der Tiefener-schließler Stehr das Schöne aller Wesenheit in sein Gestaltungsbereich. Aus Gründen der Menschenseele ebenso wie aus den Schattenwinkeln der Naturseele. Das Verknorrteste, Widerwilligste, Verschlungenste kann da nicht widerstehen. Ja, dieses gerade ist es, was seinen schwerkämpferischen Formungswillen anreizt und von ihm in den Vordergrund gestellt wird. Ebenso wie die ganz absonderliche Landschaftsausprägung und Naturbeleuchtung seiner Romanen und Erzählungen herrliche Milieuwerte gibt, ergreift ungewöhnlicher Schimmer und noch viel mehr Düsterteitszauber der seinen Bannkreis durchschreitenden Menschen seine Fabulierlust. Ihnen, den nicht alltäglichen Menschen, die das Gesetz der Mittelmäßigkeit abwägung Abnormitäten oder Psychopathen nennt, schenkt der psychologisch hochbegabte Erzähler Stehr seine ganze Dichtertat. Mit ihrem Dahinranken entwirrt er die hauchfeinsten Fäden im bunten menschlichen Schicksalsgefüge und enträtselt er Seelentiefen, die bisher von keinem so scharffingerig wie von ihm erfasst wurden. Nicht mit Unrecht nennen auch wir ihn darum den gewaltigsten, eindringlichsten Dichterpsychologen der gesamten deutschen Literatur in Vergangenheit und Gegenwart. Mehr als Bände psychologisch erklärender Pädagogengrößen lehrt den geschickt Nachspürenden ein Erzählerwerk Hermann Stehrs. Den Seelenforschern und Innerlichkeitsergründern bedeuten deshalb die wenigen Buchschöpfungen des sehr selbstkritischen, sparsam spendenden schlesischen Erzählers — der einst Volksschullehrer war — unschätzbar viel. Daß sie nicht vorwiegend in äußerem Geschehen fortführen und gar so ernst und tragisch ihre Charaktere und Situationen bilden, darf geschulten Lesern kein Hindernis bei der Kenntnisnahme der Stehrschen Höhenkunst sein. Wer

bedenkt, daß Innerlichkeitspiegelungen zum Notwendigsten grundzügiger Prägungen zählen, wird bald auch die Seelengrundhandlungen Stehrs als fesselnde Werte empfinden. Zudem mangelt es dem als künstlerische Kraft nicht zu umgehenden schlesischen Dichter aber keineswegs an der fortreizenden Spannungsgewalt, die den meisten Buchfreunden die erste und letzte Bedingung bei ihrer Lektüre ist. Ich verweise da nur auf den gewaltigsten Roman eines Krüppel-schicksals und eines erblindeten Gottesglaubens „Der begrabene Gott“, oder an die Novelle des bis zum Racheanatismus gepeinigten Altenteilers „Der Schindelmacher“ (wie alle Werke Stehrs bei S. Fischer, Berlin erschienen). In diesen beiden Schöpfungen vollzieht sich auch ein reiches äußeres Geschehen, das sich ins Tiefste packt und schier fieberhafte Spannung erzeugt. Nicht viel geringer ist die Eindrucks-macht der im offenbaren Tatleben sich auswirkenden Erzählungen „Der Grabeur“ und „Meiße, der Teufel“ (zu dem Bande „Auf Leben und Tod“ vereinigt). Und auch der schon frohstimmig ausklingende Roman „Drei Nächte“, der beste Lehrerroman der deutschen Literatur, vermag jene, die nicht allzu sehr am gedankenarmen Oberflächengeschehen haften, fesseln zu unterhalten. Mehr denn die genannten Werke sind der Roman des an der nüchternen Alltäglichkeit verunglückten über-sensitiven Frauenwesens: „Leonore Griebel“, das rührend schöne, schlichte Elendsmärchen „Das letzte Kind“ (an „Hanneles Himmelfahrt“ von Stehrs Freund Gerhart Hauptmann erinnernd) und der umfassende Doppelroman „Der Heiligenhof“ in den Tag gestellte, sehr mit Problemlösungen erfüllte Schicksale aus Seelenwelten. Ihre rechte Erfassung bedingt schon psychologisch sehr interessierte, über den Handlungshungrigen stehende Mitgänger. Bisher stets das schlesische Milieu kundgebend, verlegt Stehr die letztgenannte riesenhafte Seelenanalyse ins westfälische Hügelhinterland. Ganz übersehend, daß er damit nur ein rein äußerliches Wandeln vornimmt, da doch seine Gestalten dort um keinen Deut andere Charakterzüge kundtun, als die in das gläser Heimatland gestellten seiner früheren Werke. Die Verlegung der Handlung nach Westfalen erscheint mir also als eine eigenwillige Spielerei — die man freilich einem Starken, wie Stehr es immer ist, gönnen kann. Außerst gewinnend erscheint mir in der Reihe der Stehrschen Erzählwerke immer das Buch „Die Leute aus dem Mandelhaufe“, das unter allen Schöpfungen des Dichters am wenigsten Düstereitshauch ausströmt und seines Verfassers im Grunde gar nicht pessimistische Art am deutlichsten spiegelt. Wertvoll erscheint es uns auch darum, weil es am meisten von der Persönlichkeit Stehrs und seiner Menschen mit sich bringt.

Jüngst hat der seit einigen Jahren in Warmbrunn im Riesengebirge heimische siebenund-sünzigjährige Epiker die Freunde seiner Kunst wahrhaft überrascht, indem er ihnen ein sehr stropfenreiches Verswerk, „Ein Lebens-

buch“ überschrieben, auf den Tisch legte. Es umfaßt seine poetische Ernte aus zwei Jahrzehnten und spiegelt, wie seine Prosa-gaben, den faustischen Grübler, der selbst im kleinsten Naturbild symbolisch zeichnet und immer die Innenwinkel seelischen Bereiches aufhellte und mit Vorliebe naheführt. Dabei tastet er sich nicht mit Scheu und Einsiedlergebahren vom Zeit- und Taggeschehen hinweg. Ein Wegwart kraftvollen, viel bedenkenden, deutenden und mahnenden Edeltums steht er an der Schwachwand seines Lebens und verbindet Innen- und Außenwelt, Diesseits und Jenseits durch seine viel Stimmung, Gedanklichkeit und — Reflexion gebenden Poesiegewinne.

Heimatbewegung und Presse

Die durch bittere Erfahrungen erworbene Erkenntnis, daß die Presse eines jeden Landes eine bedeutsame Kulturaufgabe hat, leuchtet selbst uns Deutschen nach dem Kriege ein. Wer sich über ihren entscheidenden Einfluß, über das System von Verleumdungen und Verwirrungen, die das gedruckte Wort anrichten kann, überzeugen will, der lese das beim Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erschienene Buch: „Northcliffe“, die Geschichte des englischen Propagandafeldzuges von *** (Preis 3 Mk.).

Nach unserem Zusammenbruch strecken sich sehne Hände aus dem Gewühl der Verwirrung heraus, um neue Wege zu zeigen und am Wiederaufbau mit Hand anzulegen. Diese aus dem Inneren aufragenden Merkmale zeigen sich auch in der Zusammenfassung schlummernder Kräfte durch die Begründung von Zeitungen und Zeitschriften. Erwachsende geistige Bewegungen weisen glaubenstärkend in die Zukunft. Ihre Kraft verliert sich häufig durch die Verschiedenartigkeit der Richtungen, durch die Zersplitterungen, durch die Eigenwilligkeiten und die verhängnisvollen Eigenbrödeleien des Deutschen. Der Götzendienst der Partei spielt auch hier eine Rolle, und Neid und Mißgunst greifen mit schmutzigen Händen nach dem Lichten und Klaren, das werden und wachsen will. Dabei gibt es nur ein Mittel zur Gesundung unseres Volks: die von uns allen ersehnte Einigung durch Überbrückung der Gegensätze und durch Zusammenfinden auf einer großen Linie! — Bekenntum ist notwendig, Achtung vor politischen und künstlerischen Gegnern, Verständnis für die verschiedenartigsten Fragen auf allen Gebieten! Grundlegend und entscheidend ist die gemeinsame Liebe zu dem Lande, das uns geboren und erzogen hat. Es ist erfreulich, daß Heimatpflege und Heimatsinn seit unserem Zusammenbruch in der Presse in den Vordergrund getreten sind, aber es fehlt trotzdem nicht an dem scharf ausgeprägten Geschäftssinn einiger Zeitungen, die ihre Spalten nur dem Vorteil und den gewinnbringenden Bewegungen und Gedanken öffnen.

Es ist hier nicht möglich, auf die schlesische Presse im Einzelnen hinzuweisen, auf alle Zeitungen und Zeitschriften, die Bedeutung haben.

Die „Mitteilungen des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz“, Geſchäftsſtelle Breslau I im Schloß, Offſtülgel (Preis 3,50 Mk.), Herausgeber Dr. Conrad Fahm, zeigen künstlerische Prägung. Wir finden unter den Mitarbeitern die besten Namen Schlesiens. So empfehlen ſie ſich von ſelbſt. Die Heſte, die bisher in unregelmäßiger Reihenfolge herauskamen, werden voraussichtlich vom Frühjahr ab monatlich erſcheinen. Das Doppelheft 4-5 iſt Oberſchleſien gewidmet; es wird mit einer psychologiſch bedeutenden Charakteriſtik des Schlesiens von Hermann Stehr eingeführt. Das Heft gibt ein wertvolles und eindringliches Bild.

Eine ſtarke Stütze der deutſchen Bewegung in Oberſchleſien iſt die Wochenſchrift: „Der Oberſchleſier“, die von Georg Wenzel (Verlag Dppeln, Bismarckſtr., Preis vierteljährlich 3,60 Mk.) herausgegeben wird. Sie iſt eine Heimatschrift von Wert weit über den Kreis ihrer Betrachtungen hinaus. Auch hier iſt der Gedanke der Sondernummern in glücklicher Weiſe aufgenommen: Museums-Nummer, Landſchaftsfragen in Oberſchleſien, Volkshochſchulnummer u. a. Der „Oberſchleſier“ iſt Organ des oberſchleſiſchen Kulturbundes. In der Zeiſchrift kommen auch die Polen zu Wort, um den Nationalitätenhaß zu bekämpfen und zum Verſtändnis beider nationaler Bevölkerungsgruppen beizutragen.

Der von Wilhelm Wirbikky herausgegebene ſchleſiſche Muſenalmanach (Verlag Myslowitz, Preis 6 Mk. für ein Heft) darf nicht künstlerisch bewertet werden. Man gewinnt bei ihm das Gefühl, daß in Gedichten, Liedern, Aufſätzen, Novellen uſw. jeder etwas finden ſoll, was ihm zuſagt. Bemerkenswert iſt die große Anzahl der hier vertretenen oberſchleſiſchen Schriftſteller, die Fülle und Vielseitigkeit dieſer Sammlung, die alte und neue Zeit vereint. Nicht zu verkennen iſt die vaterländiſche Begeiſterung, die Liebe zum Volk und zur Heimat, die hier zum Ausdruck kommt. Wenn man in Betracht zieht, daß dieſer Almanach Unbekannte und Aufwärtstrebende fördern will, dann darf man auch die Veröffentlichungen im oberſchleſiſchen „Dichtergarten“ nicht nur vom künstlerischen Standpunkt aus bewerten. Der Herausgeber ſagt, daß der „Schleſiſche Muſen-Almanach“ ein Hort des Deuſchtums im Oſten, eine Pflgeſtätte geſunder Volkskunst ſein will.

Mehrere Male wöchentlich erſcheint der „Schwarze Adler“, der ſich ein unparteiischer Führer für alle heimat- und reichstreuen Oberſchleſier nennt. Dieſes Blatt kämpft für das Deuſchtum und tritt ſtandhaft für deutſche Art und deutſches Weſen ein.

Von anderen Zeiſchriften werden noch genannt: „Die Barke“, Schleſiſche Monatsſchrift aus der Literatur und Künstlerwelt katholiſcher Weltanſchauung. (Herausgeber Hubertus Graf Strachwitz, Landeck, jede Nummer 1,50 Mk.) Ferner: „Wir Schleſier“, Halbmonatsſchrift für ſchleſiſches Weſen und ſchleſiſche Dichtung. (Verlag L. Heege, Schweidnitz.) „Die Dufmuſik“, Halbmonatsſchrift für ſchleſiſche Mundart im Dienſte von Heimatliebe, Heimatschutz,

Heimatkunst. (Herausgeber Karl Wilh. Michler, Verlag Karl Vater & Co., Breslau, Mathiasſtraße 12; vierteljährlich 2 Mk.) „Oberſchleſiſche Heimat“, Zeiſchrift des Oberſchleſiſchen Geſchichtsvereins. (Herausgegeben von Pfarrer Dr. Chrzaszcz in Peiſkreiſſcham D.-S. Selbſtverlag des Vereins; vierteljährlich 5 Mk.)

Der Pflege deutſcher guter Literatur dient die im Verlag Matthes u. Thoſt, Leipzig und Hartenſtein i. Sa., erſcheinende Zeiſchrift „Der junge Deuſche“. Der Herausgeber und Schriftleiter Wilhelm Thoſt weiſt unſerer ringenden und aufſtrebenden Jugend gute und geſunde Wege, die zu den Gipfeln deutſcher Kunst führen. Das Doppelheft 4-5 (Einzelheft 0,95 Mk., Doppelheft 1,70 Mk.) iſt Eberhard König gewidmet und bringt Auszüge aus deſſen Werken, in die uns Dr. Martin Treblin einführt. Das Titelblatt zeigt Kraft und vorwärtstrebendes Wollen. — Carl Lange

Das oberſchleſiſche Volkſbüchereiwefen

Im Streit der Meinungen in und über Oberſchleſien wird immer und immer wieder, lobend oder tadelnd, auch des Systems Schwerin-Küſter Erwähnung getan. Ohne auf das für und wieder hier einzugehen, muß hervorgehoben werden, wie beide Männer als Präſident und Oberregierungsrat der Dppelner Regierung ſich um die Hebung des Volkſbildungſweſens unvergängliche Verdienſte erworben haben. Das Hauptverdienst gebührt Dr. R. Küſter, der 1896 als Regierungsaffeffor nach der Hauptſtadt Oberſchleſiens gekommen war. Einer Anregung des damaligen Regierungspräſidenten von Bitter folgend, ging er bald an die Grundlegung des Volkſbüchereiwefens. Faſt aus dem Nichts heraus mußte es geſchaffen werden; und dazu forderten die eigenartigen Sprachverhältniſſe des Landes ſowie die Rückſichtnahme auf das katholiſche Bekenntnis der Mehrheit größte Vorſicht, wenn nicht Verſtimmungen eintreten und die junge Schöpfung ſchon im Anfang gefährden ſollten.

Die erſten Standbüchereien entſtanden in den Jahren 1897—98 in den Städten Kattowitz, Tarnowitz und Königshütte. Andere folgten, und bereits 1902 konnte Küſter auf Grund der dabei geſammelten Erfahrungen eine Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung ſolcher Volkſbüchereien in Oberſchleſien herausgeben. Hier wurden die Grundlinien feſtgelegt; manches dort Geſagte iſt inzwischen veraltet, durch die gewaltige Entwicklung des Unternehmens überholt, das alles aber ſchmälert das Verdienst der genannten Schrift nicht. So wichtig die Errichtung von Standbüchereien in den Städten und größeren Induſtrieorten war, noch wichtiger war es doch, gerade auf dem Lande und bis in die kleinſten Dörfer hinein das deutſche Buch zu bringen. Hierfür wurde die Einrichtung der Kreiswanderbüchereien geſchaffen, derart, daß jeder Kreis eine größere Anzahl Bücherſchränke mit Inhalt beſchaffte, die nun für die Folge in

den einzelnen Ortschaften umgingen, sodas jedes neue Jahr auch neue Bücher in dem Orte erschienen. Der erste glückliche Versuch wurde im Kreise Tarnowitz gemacht, wo damals der spätere Regierungspräsident von Schwerin das Landratsamt verwaltete. Große Schwierigkeiten machte damals und auch noch später die Auswahl der Bücher, und Mißgriffe konnten nicht ausbleiben, wie der Berichtstatter, der sich selbst daran beteiligte, aus eigener Erfahrung weiß. So ergaben sich neue Aufgaben, und es sei vorwegnehmend bemerkt, daß sich diese Aufgaben und Probleme im Laufe der Weiterentwicklung mehrten. Um Zersplitterung zu vermeiden, erfolgte in einer dazu zusammenberufenen Versammlung von Büchereivorständen am 7. August 1903 ihr Zusammenschluß zu einem **Verbande oberschlesischer Volksbüchereien**, der Dr. Küster zum Vorsitzenden wählte. In einem jungen Lehrer, dessen Wirken an der Spitze einer ländlichen Volksbücherei Küster kennen gelernt hatte, glaubte er den geeigneten Mann gefunden zu haben, die Geschäfte des Verbandes zu führen. Seine Zuversicht hatte ihn nicht betrogen. Damals zum Verbandsbibliothekar gewählt, steht Karl Kaifig seitdem bis heutigen Tages an dieser Stelle und hat, sein Arbeitsgebiet stets vergrößernd und ausbauend, sich um die Hebung der Volksbildung in Oberschlesien aufs höchste verdient gemacht.

Es war ein guter Gedanke, den einzelnen Büchereien und dem Verbande als solchem keine bürokratischen Fesseln aufzulegen, sondern sie sich in voller Freiheit entwickeln zu lassen. Dieses System hat sich bis heutigen Tages bewährt. Träger der Büchereien sind einzelne Kommunalverwaltungen, Industrierwerke, Vereine u. a., ihre Organisation ist verschieden und eintheiliger aller Schablone. Es muß aber dankbar anerkannt werden, daß von ihnen allen die Anregungen, die vom Verbande ausgingen, zumeist freudig aufgenommen und in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Die Hauptversammlungen des Verbandes, die in verschiedenen Städten, vor allem aber in Gleiwitz, dem Sitze des Verbandsbibliothekars, stattfanden, sind bei allen Teilnehmern in gutem Andenken. Daneben bildete die seit 1907 erscheinende Verbandszeitschrift ein weiteres einigendes Element. Berichte über die Verbands- und Vorstandssitzungen, über die Entwicklung einzelner Volksbüchereien, über die dort gesammelten Erfahrungen, auch Mitteilungen aus Nachbargebieten (Bekämpfung der Schundliteratur, Kinowesen, Volksunterhaltung u. a.) ließen die Leiter der einzelnen Büchereien in stetigem Zusammenhange mit dem Ganzen bleiben und gaben ihnen reiche Anregungen. Vor allem aber wurde hier auch die Bücherauswahl behandelt. Ihre Schwierigkeiten haben wir schon berührt. Sie führte dazu, daß schließlich eine Dreiteilung der Leser vorgenommen wurde, deren Ansprüche ihrer Bildung nach verschiedenartig waren.

Die erste Gruppe umfaßt die Leseanfänger polnischer Herkunft, denen die deutsche Lesung

größere Schwierigkeiten macht und denen kurzer, einfacher Lesestoff geboten werden muß. Man nannte diese Gruppe kurz die Märchenstufe. Die zweite und dritte Stufe umfassen dann zunächst die fortgeschritteneren Leser und endlich die höher gebildeten, die eine gewählte Lektüre beanspruchen. Gerade für diese wurden dann an vielen Stellen besondere Leservereinigungen begründet, die sich z. T. recht gut entwickelt haben. Vor allem galt die Sorge der ersten Stufe, und im Anschluß ging man, z. T. auf Küsters Anregung hin, daran, eine dafür geeignete Literatur zu schaffen, die sich zugleich die Pflege der Heimatliebe angelegen sein lassen sollte. Sie ist vorwiegend in den beiden Kattowitzer Verlangsanstalten von Gebr. Böhm und Sininna und in dem Breslauer Verlage von Dr. Prieback erschienen. Ein 1904 in kleiner Auflage als Manuskript gedrucktes Bücherverzeichnis aus der Feder des Verbandsbibliothekars stets vermehrt und verbessert, hat es inzwischen bis 1912 auf die vierte Auflage gebracht und auch einige Nachträge erfahren. In ihm besitzt jeder Bücherwart einen trefflichen Führer, bei dessen Benützung er kaum fehlgehen wird.

Selbstverständlich ist der Weltkrieg mit seinen Folgen an unseren oberschlesischen Büchereien nicht ohne Schädigung vorübergegangen, besonders an den Kreiswanderbüchereien, und auch durch den Tod vieler Männer, hauptsächlich aus dem Volksschullehrerstande, der sich als eine der festesten Stützen des ganzen Unternehmens bewiesen hat. Neue Gefahren drohen unserem Unternehmen in Folge der nationalpolitischen Kämpfe. Trotzdem schauen die Führer der Bewegung mit Zuversicht in die Zukunft. Mag vielleicht auch noch Einzelnes abbröckeln, der ganze Bau ist festgefügt und wird auch weitere Stürme überstehen. Dr. Kn.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Von Max Leisner

„Nur wenn du dich dem Fleckchen Erdenland, dem du gehörst, ganz als Kindeswesen gibst, kann es dich mit der Kraft der Mutterregung segnen“¹⁾. Das war der Sinn, in dem ich vor einiger Zeit Wilhelm Müller-Rüdersdorf als Dichter der Scholle charakterisierte.

In den letzten Tagen nun ist mir eine Neuerscheinung²⁾ und die Neuauflage eines Frühwerks³⁾ von ihm auf den Tisch gekommen, die ihn als ernstten Volkskundler hervorheben. Und das neue Buch der „Lieder aus dem Venusommer“⁴⁾ kennzeichnet die lyrische Auswirkung seiner dichterischen Kraft.

Das Buch vom Nachjäger sichert Wilhelm Müller-Rüdersdorf einen ersten Platz unter den volkskundlichen Werken. Es ist eine so umfassende, grundlegende Arbeit, daß man getrost sagen darf, die Isergebirgischen Sagen und Le-

1) Der Heimatkranz. Gedanken. — Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Stuttgart.

2) Der Nachjäger und andere Geister. — Herm. Baumann, Berlin.

3) Das Isergebirge und sein schlesisches Vorland. — G. Westermann, Braunschweig.

4) Lieder aus dem Venusommer. — Norddeutscher Verlag, Stettin.

genden — nicht nur des Gebirges, sondern auch der weiten schlesischen und böhmischen Vorgebiete — sind restlos darin erfasst. „Das Isergebirge und sein schlesisches Vorland“ gab Anlaß, eingehende Studien an Land und Leuten zu betreiben. Was dabei an literarischen Funden zutage kam, fand seinen Niederschlag in dem Märchenbände „Am Quell der Wunder“¹⁾ und der Schrift über „Aberglauben und Volksmeinung der Isergebirgler“²⁾. Fast gänzlich verschollene Sitten, Gebräuche, Spinnstubenmärchen und Winterdämmerungsgeschichten sind da neu entstanden. Die wertvollste Gabe jahrelangen Forschens und Mühens aber ist nun das große Buch vom Nachjäger, ein Sagenwerk von 360 Seiten, das in schlichter Form und ureigener Darstellung tiefste Liebe zum Iserlande verrät und vermittelt. Über die weiteren volkskundlichen Arbeiten, die der Dichter zur Zeit vorbereitet, muß ich einstweilen schweigen. Jedoch haben wir noch manche reiche Gabe davon zu erwarten. J. B. einen Roman aus den Iserbergen. Das darf ich ver raten. Wie eng sein Fühlen gerade mit der Literatur der Bauernwelt verwachsen ist, beweist auch die feinsinnige Anthologie „Traute Heimat. Ein Buch der deutschen Seele“³⁾, die nicht nur geklärten Geschmack, sondern auch erstaunliche Kenntnis und Belesenheit darlegt.

Der schönheitsstrunkene Lyriker Wilhelm Müller-Rüdersdorf, der Präger eigenwilliger Sprache, ist in den streng sachlichen Werken isergebirgischen Volkstums kaum zu erkennen. Seine Gedankelyrik, feingeschliffene Sprüche⁴⁾, deren viele schon Gemeingut geworden sind; seine tiefinnerlichen Gedanken im „Heimatkranz“, die schweren Erdgeruch und glühende Heimatseligkeit veratmen, findet eine neue Weise in der Fabel- und Parabelsammlung „Der Spiegel mit dem Bildrand“⁵⁾. Dies Buch erscheint in den nächsten Tagen. Ich will mit dem Urteil darum nicht vorausseilen. Die inbrünstigste Beseelung aller Schönheit der Gotteswelt offenbart sich in dem kostbaren Gedichtbände „Wo die hohen Wälder wogen“⁶⁾. Eine so tief gefühlsmäßige Aufnahme der Natur verlangt Feierstunden zum Lesen, damit die Seele in Harmonien mitschwingen kann. Ganz anders wieder die Verse vom „steinernen Antlitz“⁷⁾. Das ist der Großstadtromantiker, der zu uns spricht, der in toten Steinen der Straße lebende Märchen sieht. Und abermals anders die „Lieder aus dem Venusommer“. Ein Flammenbraus der Leidenschaft, schrankenlose Lebensbejahung, üppige Bilder unter Wildrankenrahmen (mitunter fast zu reich an Schmuck und Farbe). Neue Lieder hat er inzwischen gesungen. Wir wollen warten. Er wird uns nicht enttäuschen.

Wenn ich der Kindergaben des Dichters gedenke, so nenne ich vorerst das eigenartige

Lebensheft „Meine Jugend“⁸⁾. Ein Lebensheft ist es. Denn es soll des Kindes Jugend bis zum Eintritt in den Beruf begleiten und ein wehmütiges Erinnern in alten Tagen sein. Und dann sind die geschmackvollen Bände nicht zu vergessen, die Wilhelm Müller-Rüdersdorf herausgibt: „Unsere Kinderdichter“⁹⁾ und „Niederdeutsche Jugendbücherei“¹⁰⁾, die zu Tausenden Eingang in das Volk gefunden haben. Neue Reihen sind in Vorbereitung und werden ebenso herzlich willkommen sein.

Ungemein zahlreich sind endlich seine Veröffentlichungen, die er als Kritiker und Literaturhistoriker führender Zeitungen, Zeitschriften und Jahrbücher bietet.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf lebt in Charlottenburg, in der Vollkraft seines dichterischen Schaffens. Über sein Leben möchte ich einen seiner Sprüche stellen. Der lautet also:

„Bau dir dein Innres weit und hell.
In düstern Kammern dunkelt's schnell.“

Das schlesische Musikleben

Von Dr. Paul Riesenfeld

Durch die Vermittelung des „Schlesischen Bundes für Heimatschutz“ empfing ich die Aufforderung, für das meiner Heimatprovinz gewidmete Sonderheft einen Aufsatz über das schlesische Musikleben zu schreiben. Der Name der vermittelnden Gesellschaft und der Titel dieser Zeitschrift bedeuten ein Programm und arbeiten auf dasselbe Ziel hin, nämlich die Erhaltung des deutschen Ostens für die deutsche Politik und Kultur. Daraus ergeben sich gewisse Einschränkungen meiner Ausführungen, deren Aufgabe hier vor allem darin bestehen muß, das „Musik-Schlesien“ als eine Markgrafschaft gegen die unsere Provinz hufeisenförmig umgebenden slavischen Nachbarn zu betrachten. Von ihnen am meisten gefährdet ist Oberschlesien.

In den Industrieorten dieses reichen Kohlen- und Hüttenreviers äußert sich von je her auch ein sehr reiches Musikleben. Die meisten Städte des dichtbevölkerten Bezirkes sind durch gut geleitete Chorvereinigungen musikalische Kulturhüterinnen geworden; das Polentum, das in den „Kreisen der oberschlesischen Intelligenz“ eine Nebenrolle spielt, kommt auch in der öffentlichen Pflege der Tonkunst nicht wesentlich zur Geltung. Die Konzertbesucher sind deutsche Bürger mit einem starken musikalischen Reizeitrieb, der sich dadurch leicht befriedigen läßt, daß die Hauptorte des Industriezentrums nahe bei einander liegen und bequem verbunden sind. So kommt es, daß z. B. Bewohner von Königshütte heute ein Konzert in Beuthen hören, morgen eins in Gleiwitz (wo auch Opern aufgeführt werden) und übermorgen eins in Katowitz. Die zuletzt genannte Stadt ist in der Kunstwelt weit über Schlesien hinaus bekannt geworden

1) Am Quell der Wunder. Isergebirgische / Volksmärchen. — Zentralfelle Stuttgart-Winnenden.

2) Aberglaube und Volksmeinung im Isergebirge. — A. Dresler, Friedeberg a. Quers.

3) Traute Heimat. Ein Buch der deutschen Seele. — J. Bels, Langensalza.

4) Des Glückes Brücke. Spruchgedichte. — Fr. Senbold, München. Schmied' uns, Leben! Spruchgedichte. — Fr. Senbold, München.

5) Im Druck. 6) Wo die hohen Wälder wogen. Lyrische Bilder. — J. Koezle, Nürnberg. 7) Noch nicht erschienen.

8) Meine Jugend. Bunte Kränze der Schulzeit. — C. V. Grob, Berlin.

9) Unsere Kinderdichter. — Fr. Senbold, München.

10) Niederdeutsche Jugendbücherei. — R. Hermes, Hamburg.

durch den „Meisterschen Gesangverein“. Sein Gründer und der Fortsetzer seines Werkes sind tot, doch ihre Bemühungen um hervorragende Stimmbildung und Vortragsfeinheit haben fortzeugend so Gutes geboren, daß die Meisterschen Sänger auch jetzt noch als „Meistersinger“ bezeichnet werden dürfen. Von der Berechtigung dieser Bezeichnung konnte man sich unlängst auch in anderen Teilen Deutschlands überzeugen, als Damen und Herren des Kattowitzer Chores eine Propagandafahrt machten und mit der Macht des Gesanges die Oberschlesier außerhalb der Provinz an ihre vaterländische Pflicht mahnten. Zur Gegenleistung erschien neulich in dem von den Polen bedrohten Gebiete der Berliner Lehrer-Gesangverein, der Sieger im letzten Wettfingen um den Kaiserpreis, nachdem er schon in Breslau Zeugnis von seiner unübertrefflichen Leistungsfähigkeit abgelegt hatte. Die Musik trat in den Dienst der ober-schlesischen Schutz- und Trutzpolitik auch in den Fällen, wo aus der Provinzhauptstadt oder „aus dem Reiche“ kommende Opern- und Konzertverbände Gastspiele an der deutschen Südosstecke gaben, um der „interalliierten Kommission“ zu zeigen, daß auch in künstlerischer Hinsicht Oberschlesien kein abgestorbenes, sondern ein sehr lebendiges Glied am mißhandelten Körper Germanias ist.

Auch in Mittel- und Niederschlesien haben Musikvereine in den sogenannten Provinzstädten manchmal den Ehrgeiz, mit ihren bescheidenen Mitteln etwas Besonderes zu bieten, ja sogar Werke aufzuführen, die in Breslau noch nicht bekannt sind. Schon mehrmals habe ich als Kritiker Einladungen nach Brieg, Liegnitz und Waldenburg bekommen und sie größtenteils angenommen, meist ohne Reue. Die wunder-vollen Gebirgslandschaften Mittel- und Niederschlesiens fördern die Wanderlust und dadurch mittelbar auch die „Landmusik“, die bisweilen freilich zur Landplage wird. Zur Eigenart der Bergbauden, die in solcher Häufung und in solcher Wesensprägung wie bei uns sonst nirgends vorkommen, gehört auch der Übersfluß an volkstümlicher Baudenmusik, die bisher auch in den böhmischen Bauden — wenn sie auch leider schon zu Tschechien gehören — ihr Deutschtum durchgeseht hat. Aber schon kann man dort tschecho-slovakische Wandervögel sehen und ihre Nationalmusik hören, die bekanntlich — man denke an Smetana und Dvorak — eine sehr starke Wettbewerberin unserer eigenen Volksmusik ist. Da jedoch unter den Bewohnern des böhmischen Sudetenlandes die Nationaltschechen in der Minderheit sind, dürfte die Vorherrschaft deutschen Sanges und Klanges in absehbarer Zeit nicht gebrochen werden. Nun müßte aber auch in unserer Berg- und Waldantreken. Freilich ist der eigentlich schlesische Musik der Operetten-schlager samt dem Salonkitsch den Rückzug vor heimatlichen Volksweisen Liederschatz nicht so groß wie z. B. der tirolische, bayrische oder schwäbische und viel kleiner als die eine eigene Literatur bildende schlesische Dialektlyrik. Hier bietet sich den Komponisten noch ein reiches Feld der Betätigung. Anfänge

sind schon gemacht, besonders durch den verstorbenen Paul Mittmann, den Musiker aus dem Glazer Berglande, dessen „Heimteliedl“ (Heimatliedchen) gerade jetzt in allen Teilen der Provinz Echo der Begeisterung hervorrufft. Schlesische Tonsetzer sollten noch mehr zur Geltung kommen; aber man hat wenigstens schon ein paar „schlesische Komponistenkonzerte“ veranstaltet. Dabei ist die Aufmerksamkeit auf den Oberschlesier Hermann Buchal und die Grafen Pückler (Pseudonym C. Groditz) und Hochberg (Pseudonym J. F. Franz), neuerdings auch auf Fr. Herzog und Kauf gelenkt worden. Von den verstorbenen schlesischen Musikern nenne ich Schnabel, Brosig, Bohn und Puchat; Schäffer, Flügel und Riemen-schneider kamen aus anderen Gebieten Deutschlands, fanden aber in Breslau ihre zweite Heimat. Das gilt auch von den jetzt hier wirkenden schöpferisch veranlagten Kirchenmusikern Gulbins und Artur Müller.

In Breslau, dem Mittelpunkt des schlesischen Musiklebens, haben wir oft Konzert-Hochfluten und darin gewissermaßen Wett-schwimmen von Männer- und Frauenschören, Kammermusikverbänden und Solisten. Außer Wettbewerb und fest gegründet in diesem Ströme stehen Orchesterverein und Singakademie, die in ihrem Dirigenten Professor Dr. G. Dohrn durch Personalunion verbunden sind. Seine für volkstümliche Konzerte in Anspruch genommenen Amtsgenossen, die Herren Behr und Mundry, bebauen ihre Arbeitsfelder nicht nur in den winterlichen Konzertmonaten, sondern auch während des Sommers in Freiluft-Symphoniekonzerten. An den Bestrebungen, die Musik in die sogenannten breiten Schichten einfließen zu lassen, hat auch der Humboldt-Verein großen Anteil. Obwohl der Besuch der Dohrn'schen Konzerte ein Beweis für ihre starke Anziehungskraft auf die gehobenen Gesellschaftsschichten ist, hat der Orchesterverein wegen der ungewöhnlich hohen Betriebskosten doch mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die erfreulicherweise durch Mäzene sehr gemildert sind. An ihnen fehlt es in Schlesien und besonders in seiner Hauptstadt nicht; der Führer dieses Mäzenatentums, der Arzt Professor Neizer, lebt leider nicht mehr. Ein Musikförderer eigener Art ist der Prinz Friedrich Wilhelm, der sich für Privatkonzerte in seinem Camenzer Schlosse das Orchester des Breslauer Orchestervereins kommen ließ. Die „Familienkunst“ der häuslichen Musikpflege hat bei uns einen großen Umfang und erhebt sich nicht selten über die Normallinie der Liebhaberei. Für Musikaufführungen im ganz großen Stile verwendet man auch die vor sieben Jahren erbaute „Jahrhundert-halle“ mit der größten Kuppel der Welt, der größten Orgel der Welt und der schlechtesten Akustik der Welt.

Was dem Breslauer Musikleben im Vergleich mit anderen Musikgroßstädten fehlt, das ist die Initiative. Besondere Ereignisse, die außerhalb von sich reden machen, kommen fast

nie vor, Uraufführungen im Konzertsaal sind selten. Die städtische Opernbühne ist allerdings mehrmals Taufpatin bei neugeborenen Werken gewesen, doch der Nachdruck muß leider auf dem Worte „gewesen“ liegen; denn jetzt ist der reizlose und die deutsche Opernkunst viel zu wenig pflegende Spielplan ein Abspielplan. Die von Herrn Ronge schlecht geleitete und von der Theaterdeputation ebenso schlecht beratene Musikbühne hat fast alles von dem Glanze verloren, den ihr der frühere Operndirektor Dr. Löwe gegeben hatte. Damals war unser Stadttheater eine über Deutschland hinaus bekannte Kunststätte, von der aus manche Künstler ihren Aufstieg zu aussichtsreichen Kunsthöhen im In- und Ausland genommen haben. Aus jener Zeit stammt noch der Kapellmeister Prüwer, dessen Ruf mit Recht über Schlesiens Grenzen hinaus gedungen ist.

Der Schlesiische Bund für Heimatschutz

mit seinen nahezu tausend Mitgliedern wohl der größte der schlesischen kulturellen Verbände, wirkt seit mehr als zehn Jahren unter Mitarbeit führender Persönlichkeiten für die Erhaltung und Mehrung des deutschen Kulturbesitzes im Osten. Bestand in der Vorkriegszeit die Aufgabe des Bundes, wie bei allen Verbänden gleicher oder ähnlicher Art, hauptsächlich in der Erhaltung wertvoller Baudenkmäler, Naturschutzobjekte, in der Pflege heimatlicher Eigenart, so haben Krieg und Revolution den Bund vor neue und wichtige Probleme von allgemeinstem Interesse gestellt, deren er sich — unter Abwendung von der früheren musealen Tendenz — als einer der ersten Heimatschutzverbände Deutschlands tatkräftig angenommen hat.

Es galt vor allem, die nach dem Kriege neu einsetzende Bautätigkeit, an der der Bund durch seinen Siedlungs- und Bauausschuß und die Bauberatungsstelle mitarbeitend beteiligt ist, von Verirrungen praktischer und ästhetischer Art fernzuhalten und sie in Bahnen zu lenken, die dem Volke würdige Heimstätten sichern. Der Bund hat hierzu auch die Geschäftsstelle der Hochbaunormung Schlesiens übernommen, die besonders für Kleinhäuser die meisten Bauteile bereits genormt und typisiert hat, wodurch einerseits schnelles Arbeiten und Verbilligung der Herstellungskosten bedingt sind, andererseits Verwendung nur qualitativ hochstehender Erzeugnisse erzwingen werden soll. Eine Typisierung einfachen Hausrates ist gleichfalls geplant.

Die Kriegerehrungsstelle des Bundes arbeitet in Personalunion mit der staatlichen Provinzial-Beratungsstelle an der Errichtung auf heimatliche Eigenart eingestellter Kriegerdenkmäler, Gedächtnistafeln und Heldenhaine nach künstlerischen Entwürfen. Wirtschaftlich schwache Gemeinden werden hierbei aus Mitteln des Bundes unterstützt. Die Friedhofsstelle sorgt für die Erhaltung wertvollen Baum- und Denkmalbestandes auf alten histo-

risch und kulturell interessanten Friedhöfen und vermittelt gartentechnisch einwandfreie Entwürfe für Neu-Anlagen. Die Glockenstille will für die eingeschmolzenen Glocken einen brauchbaren Ersatz schaffen und den gerade auf diesem Gebiete weitverbreiteten Massenschund unterdrücken.

Vor besondere Aufgaben wurde der Bund durch das Überhandnehmen aufdringlicher Reklameunternehmungen gestellt, zumal Post und Eisenbahn neuerdings alle verfügbaren Flächen, auch die Postwagen, Briefkästen usw. für Reklame freigegeben haben. Es wurde gleich zu Beginn der Postreklame die Schaffung eines künstlerischen Beirates durchgesetzt, der alle im Bezirk Breslau eingereichten Reklamentwürfe begutachten und geschmacklose und kulturell schädliche Anpreisungen unterdrücken soll. Diese Einrichtung ist von den Behörden und dem Reichskunstwart als vorbildlich anerkannt worden und soll auf gleicher Basis für das ganze Reich durchgeführt werden. Der Breslauer Magistrat wird diesem Beirat in Zukunft auch alle städtischen Reklamen (Straßenbahnreklame, Siebelreklame) vorlegen und auch bei Aufstellung neuer Plakatsäulen sich der Mitarbeit des Bundes bedienen.

Die Kleingeldnot hat allenthalben die Städte und Gemeinden gezwungen, Notgeld herauszugeben. Da diese Geldscheine Kulturdokumente unserer Zeit sind und ihre Herstellung nicht den rein maschinenmäßig arbeitenden Druckereien überlassen werden darf, hat der Bund eine Vermittlungsaktion zwischen Städten und Künstlern eingeleitet und in zahlreichen Fällen (besonders für Brockau, Neurode, Namslau, Silberberg, Reinerz, Kreuzburg, Glas u. a.) auf dem Wege engeren Wettbewerbes künstlerische Entwürfe herstellen lassen, die allen Anforderungen gerecht werden.

Die vom Bunde herausgegebene Zeitschrift „Mitteilungen des Schles. Bundes für Heimatschutz“ legt Zeugnis ab von der Vielseitigkeit der Aufgaben und ihrer erfolgreichen Lösung. In dieser Zeitschrift wurde auch zum ersten Male die Forderung der Kunst-kammer aufgestellt, die unter Beteiligung aller kulturellen Verbände, mit behördlichen Befugnissen ausgestattet, das gesamte Kunst- und Kulturleben der Provinz überwachen und fördern soll. Diese Forderung wird aller Voraussicht nach bei der bevorstehenden Autonomie der Provinzen ihre Erfüllung erfahren, zumal auch der Reichskunstwart sich hierfür einsetzt, und somit erstmalig eine Instanz geschaffen werden, die, zusammengesetzt aus schöpferischen Künstlern und gleichgesinnten Laien, alle unfruchtbaren Kunstkommissionen und Begutachtungsstellen überflüssig machen und den Neuaufbau der deutschen Kultur in lebendigem Zusammenhange mit allen produktiv arbeitenden Organen durchsetzen wird.

Wer an diesem Werke mitarbeiten will, melde sich als Mitglied bei der Geschäftsstelle des Bundes, Breslau, Schloßplatz, Neues Schloß.

R. S.

Deutscher Heimatbund, Danzig

Am 28. Januar 1921, abends 8 Uhr, fand als vierte Veranstaltung dieses Winters ein Waldabend in der Aula der Ober-Realschule statt. In launiger Weise gab Oberförster Nicolai Antwort auf die Frage: „Wie erhalten und schützen wir unsere schönen Wälder?“ Er plauderte von den Sorgen des Forstmannes um Erhaltung des Waldes, von der Aufzucht des jungen Nachwuchses und den Erfahrungen der Forstwissenschaft. Dann schilderte er lebhaft, wie zu den natürlichen Feinden des Waldes, dem Wild, den Insekten, vor allem der „Nonne“, sich der Mensch gesellt mit seiner selbstfüchtigen Gedankenlosigkeit. Tausende Hände berauben Baum und Strauch ihrer Blüten, Blätter und Früchte; fast alle werfen das Gesammelte schon auf dem Heimwege fort. Der Zweig, der diesem Schicksal entgeht, welkt in kurzer Zeit im Wasserglas. Aber der Schönheit des Waldes, meist auch dem Holz selbst ist unendlicher Schaden zugefügt. Das Abkochen im Walde, die achtlos fortgeworfene Zigarre oder Zigarette bedrohen mit Brand den ganzen Bestand. Leicht ist es, den Waldbrand zu verhüten, schwer, fast unmöglich, ihn zu dämpfen. Durch Selbstzucht schützt jeder den Wald am besten. Seine Schönheit strahlt nicht für einzelne, sondern für alle.

Eine Reihe schöner Lichtbilder folgte auf den Vortrag. Professor Kumm erläuterte sie. Schöne Waldbäume, Waldlandschaften und seltene Waldpflanzen und -tiere, meist aus dem alten Westpreußen, zogen am Auge der Beschauer vorüber.

Der Rahmen zu den Vorträgen sicherte die einheitliche Geschlossenheit der Veranstaltung. Ihn schuf der Danziger A-cappella-Chor (Danziger Damenchor und Männergesangsverein „Melodia“) unter Leitung von Reinhold Koenen-kamp. Dem Vortrag voraus gingen die Männerchöre: „Waldesweise“ von E. S. Engelsberg und „Der Jäger aus Kurpfalz“, dazwischen brachte der Frauenchor Marg Stanges „Wasserlilie im Walde“ zu Gehör. Den Beschluß des Abends machten dann die gemischten Chöre „Im Herbst“ von Johannes Brahms und „O Täler weit, o Höhen“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Am gleichen Tage, dem 28. Januar, fand eine bedeutende Erweiterung des DHD statt. Es beschloß nämlich die Ortsgruppe Zoppot des Dürerbundes sich fortan zu nennen: Deutscher Heimatbund, Danzig, Ortsgruppe Zoppot. Ihr Vorsitzender ist Studienrat Dr. Dannenberg. Die neue Ortsgruppe zählt augenblicklich 102 Mitglieder.

Dr. Carstenn.

Von unseren Mitarbeitern

Von dem Leben und Schaffen der schlesischen Dichter und Künstler Hermann Stehr, Eberhard König, Hanns Fechner und Wilhelm Müller-Rüdersdorf hören wir eingehender im Heft selbst.

Es ist ein Verdienst der Lehmannschen Verlagsbuchhandlung Dresden (Inh. R. W. Schulze),

neue Auflagen der Bücher des Ostpreußen Robert Kurpiun herausgebracht zu haben, dessen jahrzehntelange Tätigkeit an der Bergschule in Tarnowitz ihn zu einem der besten Kenner von Oberschlesiens Land und Leuten, besonders des Berg- und Hüttengebietes, macht. Er ist am 13. April 1869 als Sohn eines Gutsbesitzers im Kreise Insterburg geboren, besuchte dort und in Tilsit die höheren Schulen und war 4 Jahre in Masuren als Lehrer tätig. Dann trat Kurpiun aus dem öffentlichen Schuldienst in den einer großen ober-schlesischen Industriegesellschaft bei Beuthen als Leiter ihrer Privatschule. Dort arbeitet er seit 1901 an der Oberschlesischen Bergschule, einer höheren Fachschule für technische Bergbeamte. Die stark ausgeprägte Eigenart des ober-schlesischen Landes und Volkes, das dort flutende Leben, der gewaltige Eindruck des Emporstiegens dieses Gebietes durch deutsche Arbeit nahmen ihn vom ersten Tage an gefangen und machten ihn in vorgerückten Jahren noch zum Verkünder dieses Landes. Sein erster Roman „Der Mutter Blut“ erschien 1909 (jetzt in der Lehmannschen Verlagsbuchhandlung, Pr. geb. 25 Mk.) und fand starken Beifall. (8. bis 12. Aufl.) 1911 folgte der Novellenband „Bunt Volk“ (im gleichen Verlag, Pr. 22,50 Mk.). 1915 der Roman „Das schwarze Weib“ (Fleischel & Co., Berlin, 5. Aufl.). 1920 kam der Novellenband „Ultimo“ (geb. 22,50 Mk.), das Schauspiel „Die Schwarzweißen“ und das Lustspiel „Einbruch m. b. H.“ heraus. (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden.) Das letztere wurde im August 1920 am Stadttheater in Beuthen aufgeführt. „Die Schwarzweißen“ nahm das Deutsche Theater (Leitung Franz Gottscheid, letzter Direktor des Posener Stadttheaters) an.

Die Schilderungen seiner Romane führen uns zu den politischen Kämpfen des Landes, zu schwerem innerem Zwiespalt innerhalb der Familien, und zu kraftvollen, lebensstarken Bildern. Das bekannteste Werk des Dichters ist der von glühender Vaterlandsliebe zeugende Roman „Der Mutter Blut“. In seinen Novellenbänden finden wir immer wieder die Liebe zur schlesischen Heimat. Vor unseren Augen erstehen kraftvolle Gestalten, deren Charakterisierung und Durchführung nicht immer auf gleicher künstlerischer Höhe stehen. Manche Begründungen und seelischen Entwicklungen sind um des Zweckes willen erzwungen und unwahrscheinlich. Bei der fesselnden, spannenden Erzählungsart vereint der Dichter mit schöpferischer Kraft das Wesen des schlesischen Menschen mit seiner heimischen Landschaft.

Frau Maria Dedo-Brie, die an unserer Arbeit von Anfang an teilgenommen und schon verschiedentlich in den Monatsheften mitarbeitete, ist am 3. November 1877 in Rostock i. Meckl. als Tochter eines Universitätsprofessors geboren. In Breslau aufgewachsen, besuchte sie dort die Schule, das Lehrerinnenseminar, die Universität und studierte Germanistik, Anglistik und Philosophie. 1903 promovierte sie in Heidelberg mit einer Arbeit über „Savonarola in der deutschen

Literatur“, ging dann nach Breslau zurück und arbeitete zunächst als Hilfsbibliothekarin an der Stadtbibliothek. 1907 heiratete sie den Stadtbibliothekar Dr. Richard Dedo.

Sie ist Mitarbeiterin an schlesischen Zeitungen. Von ihren Werken seien genannt: „Aus einer anderen Welt“ Novelle (S. Schottländer 1906), „Der Ruf des Vaters“ Novelle (Reclam 1916); ferner erschienen bei Reclam von ihr herausgegebene „Schlesische Gedichte“ Holteis. Von einem Band „Märchen“ sind bisher nur einzelne veröffentlicht worden.

Auch Professor Knötel, der durch verschiedene Veröffentlichungen, die in diesen Hefen erwähnt werden, bekannt ist, gehört zu unseren Mitarbeitern. Er wurde am 2. Dezember 1858 in Glogau geboren. Seine Hauptwerke sind: „Allgemeine deutsche Kunstgeschichte“ (Verlag Spamer), „Bilderatlas zur deutschen Geschichte“ (Welhagen & Klasing), „Kunst und Heimat“, „Kunst in Oberschlesien“, „Geschichte von Oberschlesien“, „Geschichte der Provinz Posen“, „Oberschlesien einst und jetzt“ (Verlag Gebr. Böhm, Kattowitz). Ferner nennen wir „Die griechischen Bildwerke in Originalen und Nachbildungen“ (Bertelsmann, Gütersloh) und die Jugendschriften: „Im Kampf um die Heimat“ 2 Bände obereschlesischer Fragen, zusammen mit seiner Frau Hildegard; letztere sind bei Siwinna, Kattowitz, erschienen. Nicht unerwähnt sei auch der Roman „Der Hungerturm“ (Verlag Prie-

batsch, Breslau). Außerdem ist Professor Knötel Mitarbeiter vieler Zeitungen und Zeitschriften.

Rudolf Hillebrand ist 1894 zu Breslau geboren, studierte Kunstwissenschaft in Breslau, München und Berlin; er schrieb vereinzelte Artikel und kleinere feuilletonistische Arbeiten für Breslauer Zeitungen. Jetzt ist er als Schriftführer des Schlesischen Bundes für Heimatschutz Mitredakteur der an anderer Stelle erwähnten „Mitteilungen“.

Der als Geograph bekannte Geheime Regierungsrat Professor Dr. phil. Wilhelm Volz lebt in Breslau und gehört zu den besten Kennern des schlesischen Landes.

Richard Konwiarz, der uns über schlesische Baukunst berichtet, ist durch seine Werke und Schriften über schlesische Architektur bekannt und gehört auch zu den Mitarbeitern der schon vorher erwähnten, künstlerisch wertvollen Zeitschrift „Mitteilungen des schlesischen Bundes für Heimatschutz“.

Arnold Alth und Arthur Silbergleit gehören mit zu den begabtesten Dichtern Schlesiens. Die in unseren Hefen veröffentlichten Gedichte sprechen für sich selbst. Wir weisen auch auf die Buchkritiken hin. (Verlag Albert Langen, München.)

Dr. Erich Marcus ist als Freund und Kenner des verstorbenen Dichters Carl Hauptmann berufen, uns über eins seiner bedeutendsten Werke zu berichten.

C. L.

Buchbesprechungen

Wenn ich die Welt nicht umgestalten wollte,
sagt mir, warum ich lingen sollte.
Denn dichte ich, verwandelt sich die Welt;
und durch das All wird mir das Wort erhellt
Hermann Stehr.

Hans Christoph Kaergel: „Schlesiens Heide und Bergland.“ (Neuwerk-Verl. Schlüchtern. Geh. 15 Mk.)

Schon im zweiten Hefte der Ostdeutschen Monatshefte hören wir von dem am 6. Febr. 1899 in Striegau geborenen schlesischen Dichter, der sich durch seine Bücher im Furche-Verlag gut einführte. Auch in der vorliegenden, im Neuwerk-Verlag Schlüchtern 1921 erscheinenden Veröffentlichung der Heimatbüchereien finden wir ein verinnerlichtes Schauen der Natur und ein tief beseeltes Heimatgefühl, das die Welt der Jugend mit inneren Augen erschaut. Der schlesische Mensch und die schlesische Natur, die Verbindung zwischen beiden, das Wesen der Heide und der Berge findet in bildhafter Sprache besonderen Ausdruck. Ob uns der Dichter zu einer Wanderung in die Ebene oder auf die Berge führt, ob er uns die Heide im wechselvollen Kleid der Jahreszeiten zeigt, ob wir die Freude des Dorfes, ob wir die Erinnerungen der Jugend miterleben oder Einkehr halten bei den Dichtern und großen Menschen, die uns Schlesien gegeben hat — immer ist es ein Lied der Heimatliebe, dessen Klang sich in dem Buch nicht verliert.

Auch Hermann Stehr, von dem in diesem Hefte häufig die Rede ist, kommt unserem Herzen näher, da wir in die Werkstätte seines Schaffens und in sein Heim hineinschauen dürfen.

Auch Georg Flemmings „Dorfgedanken“, Blätter aus den Aufzeichnungen Klaus Deutlich (Neuwerk-Verl. Schlüchtern, geh. 12 Mk.) ist ein Buch der Heimatliebe, das uns den Beweis gibt, wie in der Stille des Dorfes und in den Stätten der Jugend das Tiefste in uns lebendig wird, wie Reinheit des Herzens, wie wahre Freude und rechtes Christentum das Leben segnen kann, und wie in allem Dunkel der Zeit und in aller Unrast uns die Heimat leuchtet und überreich beschenkt, wenn wir ihre Schönheit andächtig und demutvoll in uns aufnehmen. — Carl Lange

„Gottwandler.“ Gedichte von Fritz Walther Bischoff. Verl. O. C. Recht, München. (50 Lurusbände mit einer farbigen Original lithographie von Otto Müller.)

Der junge Schlesier Fritz Walther Bischoff ist eine reine dichterische Flamme. Aus wahrhafter Gläubigkeit und zartester Hingabe an Erde und Traum erwachsen ihm seine reichen, zaubervollen Gefänge. Aus „den innigen Höhlen der Väter“, aus Berglegenden und Waldgesichten brach er jehnsüchtig auf, badete die Seele in den Fluten

der Mythe, kehrte ein und ruhte aus in den engelumzwickelten Sternbäumen der „Gott-heimat“ und sank erlöst hinab in die grenzen- und zeitlose Welle der glückseligen Gemeinschaft in Gott.

Bischoffs innerste Lebensströme werden aus morgenländischen Quellen gespeist: in seinem Werk wurzelt — in entscheidenden Gedichten — asiatischer Geistesbesitz. Er ist einer der neuen dichterischen Ränder, aus denen die ewige Eintracht der Welt wieder, voll und ungebrochen, emportönt: Orient und Occident bilden seine Welttotalität; aus dem Osten fluten von neuem die großen Gewässer der Reinigung und Liebesfreude in den dürftenden Westen. Seine Landschaften sind zeitlos, leuchtend und schuldlos wie am ersten Liebesmorgen. Nun ist die ewige Verbindung von Welt und Überwelt gelungen. Mit kindlicher Sicherheit steigt seine Seele über die uralte, unbefleckte, wolkenbespülte Morgenbrücke.

Bischoffs Sprachquell hat große künstlerische Höhe. Seine Gleichnisse sind von neuer Intensität, er tritt in die erste Reihe zeitgenössischer Lyriker. Ein bezaubernder Gefährte!

Friedrich Schnack

Ararat. Roman von Arnold Ulitz. (Verlag von Albert Langen, München. 440 Seiten. Preis geb. 18 Mk.)

Nach zwei Novellenbüchern, einem Gedichtbuch — ein großer Roman. Man bestaunt großes Können, heißen Atem, technische Selbstverständlichkeit, kann aber doch dieses, aus der politischen Nervosität der letzten Jahre herausgegrenzten, utopistischen Romans nicht froh werden, obwohl er während des Lesens immer wieder packt. Er ist zu sehr erfunden, Legende, Mythos, zu urwäldlich-urweltlich, trostlos naturrein in der Voraussetzung — die russischen Bolschewismus konsequent weiterwirtschaften, Europa zur weiten wüsten Fläche werden und alle Europäer bis auf die Hauptfiguren und einigen Petersburger Mob umkommen ließ — also unwahrscheinlich, unbewiesen, jedenfalls aber so unsympathisch, daß man rein gefühlsmäßig nicht aufhören kann, sich dauernd gegen sie zu wehren und sich somit um den, sonst vielleicht durchaus möglichen, reinen Kunstgenuß bringt, der in der Betrachtung dieser Zukunfts-Urmenchen liegen könnte: dieses guten, tüchtigen, männlichen Daniel, in dem trotz allem so viel Kultur schlummert, Gottglaube wächst; dieser so echt weiblichen, ebenso echt russischen Nadjeschda; dieses grobknochigen, feigen, herrschsüchtigen, willensstarken Weltzerstörers Alexander Arjoll, bei dessen endlicher Vernichtung man befreit aufatmet. Dieses ganze Zurück-zur-Natur, zur Unkultur, zur Barbarei — bloß um den Menschen in seiner ursprünglichen seelischen Nacktheit zu zeigen, schließlich auch seine Abhängigkeit von ins-Fleisch-gegangener Kultur; bloß um ihn wieder, reiner, geläuterter, zum Menschen werden zu lassen — zeitigt wenig neue große dichterische Erkenntnisse, kann also kaum schmackhaft gemacht werden. Der Dichter

hat das selbst gefühlt: lange Strecken mit schönen Erzählungen, Erinnerungsmomenten aus menschlicheren Zeiten, ausgefüllt, die allerdings zur Charakteristik der Hauptfiguren beitragen. — Ein gekonnter Roman — und doch ist es schade, daß so viel Kraft, so viel Feinheit an diese trostlose über-russische Welt verschwendet worden ist.

Dr. Siegfried Berberich

Hermann Stehr: „Ein Lebensbuch.“ (S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 16 Mk., geb. 20 Mk. und 25 % Zuschlag.)

Das Buch will nicht als lyrischer Wert betrachtet sein, sondern stellt nur mehr insofern eine sehr interessante literarische Gabe dar, als es einen Einblick in das persönliche Leben und Schaffen eines der größten und tiefsten unter den deutschen Erzählern der Gegenwart gestattet. Über diesen vielfach anspruchslosen, manchmal primitiv-herkömmlichen aber nie geschmackverletzenden Versen, unter denen sich aber auch eine ganze Anzahl von hoher Reife befinden, und jener, den Kern der Dinge bloßlegenden Art, wie sie dem Dichter des „Begrabenen Gott“, der „Drei Nächte“, der „Abendrot“-Geschichten und des „Heiligenhof“ eignet, keimt als Motto das Dichterwort: „Das Haus, die Heimat, die Beschränkung, die sind das Glück und sind die Welt.“ Das Walther Rathenau gewidmete Gedichtwerk enthält die Verse aus den Jahren 1900 bis 1920, und sein Titel „Ein Lebensbuch“ weist bereits darauf hin, daß der Dichter darin das Wesentlichste eingeschlossen hat, was ihn in jenen zwei Dezennien, die ihn auf die gegenwärtige Höhe trugen, bewegt hat an Freude und Leid. Meist ist seine Art Stille, Verklärtheit und eine kraftvolle unbedingte Lebensbejahung. Fast mehr als aus seinen übrigen Werken, sicher aber unmittelbarer tritt hier der abseits vom literarischen Marktgetriebe gereifte Künstler, der wissende und in der Schule der Erfahrungen und Entbehrungen körperlich und seelisch ausgewachsene Mensch zu uns heran in seiner ganzen Klarheit und Reinheit.

Willibald Dmankowski

Infolge der erheblichen Zunahme der Herstellungskosten unserer Zeitschrift werden die Bezugsgebühren vom 1. April 1921 ab wie folgt festgesetzt:

bei Dauerbezug durch die Post oder den Buchhandel

vierteljährlich 18.— Mk.

beim Kaufe einzelner Hefte

das Heft 7.— Mk.

Post-Bestellschein liegt diesem Hefte bei.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Verlagsgesellschaft,

Danzig, Langgasse 39/40.

Die Bühne im eigenen Heim

BRUNO DIEB
ST. JORGE



Gramola

*bereitet jedem große Freude
und Unterhaltung*

Instrumente in allen Preislagen werden kostenlos vorgespielt

**Trossert
Grammophonhaus**

* Kohlenmarkt 10 • Danzig • Heilige Geistgasse 17 *

BORG

Zigaretten

Erstklassige Erzeugnisse dieser Industrie

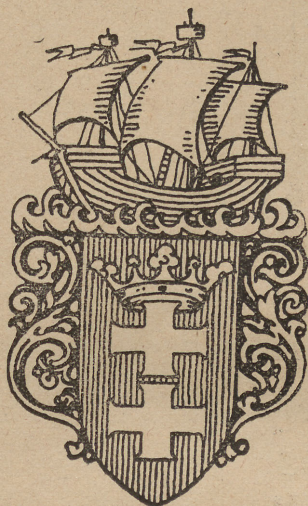
№18 GOLD ♦ ZOPPORTAS ♦ BALTICUM
J.B.

ZIGARETTENFABRIK „STAMBUL“ J. BORG

DANZIG ♦ Gründungsjahr 1890 ♦ BERLIN S.W. 61

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig



Jeder, der sich über die
wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des
Freistaates Danzig und der Republik Polen
unterrichten will, **muss** die
„Danziger Wirtschaftszeitung“
lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d.W., die Einzelnummer 2,50 M. d.W.

Danziger Privat-Actien-Bank

GEGRÜNDET 1856

DANZIG

LANGGASSE 32/34

Fernruf: 4054 bis 4058. 1706, 1707, 1709

Aktienkapital und Reserven: ca. 40 Millionen Mark

Danzig
Stadtgraben 12, 4. Damm 7

Langfuhr
Hauptstraße 113

Neufahrwasser
Olivaer Straße 8

Zoppot
Am Markt 1

Zweigstellen:

In Deutschland: Stolp in Pomm., Köslin, Lauenburg, Elbing, Marienburg

In Polen: Posen, Graudenz, Stargard, Dirschau

=====
Handel in Devisen.
=====

Bernhard Pledtke, Danzig

Langgasse 20

Ständige Ausstellung
berühmter Meister für
Gemälde und Graphik

Langgasse 21

Kunstgewerbehaus

August Momber

G. m. b. H.

— Dominikswall 9/10 —

Spezialgeschäft für

Wohnungsausstattung

Otto Sablewski

DANZIG

Dominikswall 13



Kunst-Handlung

Gemälde

Original-Radierungen

Reproduktionen

Spezialgeschäft

für

Bilder-Einrahmungen

Hahn & Löchel

Danzig

Tel. 508, 3092

Langgasse 72



Orthopädisch-medizinisches
Fach- und Versandhaus



Optik

Operationsmöbel

Kunstglieder

Bandagen

BAUGEWERKSMEISTER ADOLF ZARSKE

TECHNISCHES BÜRO

BAUPROJEKTE
KOSTENBERECHNUNGEN
SACHVERSTÄNDIGER U. BERATER
IN ALLEN BAUANGELEGENHEITEN

WERTSCHÄTZUNGEN
VERMITTLUNG
VON GRUNDSTÜCKSAN- U. VERKÄUFEN
DOMINIKSWALL 8 | FERNSPR. 1289

Briefmarken!

I. Danziger

Postwertzeichengeschäft
empfiehlt sich zu An- und Verkäufen.

Karl Riedel & Gamper

DANZIG-LANGFUHR

Brunshöferweg 45a

2. Verkaufsstelle: Danzig, Kohlenmarkt 8.

S. Piatkowski, Architekt

Danzig

Karthäuser Strasse Nr. 121

Büro für Architektur, Bauleitung
und Bauausführungen
(Hoch- und Tiefbau)

Bank-Konto: Deutsche Bank, Filiale Danzig.

Beleuchtungskörper

in großer Auswahl

Elektr. Anlagen
Badeeinrichtungen.

F. Kreyenberg

DANZIG, Gr. Gerbergasse 5
LANGFUHR, Hauptstr. 115



Leben

Unfall

Gustav Birkenfeld, Danzig

Dominikswall 8

Assekuranz-Geschäft

Telefon 1289

vermittelt Versicherungen aller Art.

Haftpflicht

Transport

Reisegepäck

Einbruch

Seuer

Kunsthandlung Bildereinrahmung

Willy Voß

Danzig

Fernsprecher 1324 ♦ Gr. Gerbergasse 2

Große Auswahl in Originalen

von

M. Wendrich, M. v. Ziegler, Gustav Pfahl u. a.

Aquarelle, Original-Radierungen
Holz- und Scheerenschnitte
Gravüren und Farbendrucke

Reichhaltiges Leistenlager
und Ovalrahmen.

Photorahmen

Vergolderei

Großes für werdende
Mütter

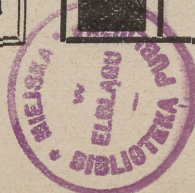


6000

aufflärende Schriften gratis,
Porto erwünscht, jedoch nicht
unbedingt verlangt. Ausflü-
rende Broschüre gegen M. 2.-
in Marken oder Papiergeld selb.

Rad-fo
Versandgesellschaft
Hamburg 40 + Radloposthof

Rad-fo ist erhältlich
in Apotheken, Drogerien,
Reform- u. Sanitätsgeschäften.





W.F. BÜRAU / DANZIG

Langgasse Nr. 39 / Gegründet 1829 / Fernsprecher 106

Buchdruckerei

Werbefchriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendruckfachen

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniierei



4/54 2250.-

①

DAMEN-UND
KINDER
KONFEKTION
WÄSCHE
AUSSTATTUNG



S. MILLERZYNSKI

INHABER: WILHELM TROSCHKE
DANZIG · GR · WOLLWEBERGASSE 6-8 FERNR · 1602

· DIX & CO · DZG ·